This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

M. 2 H 1546
band 2 49e
24222
276
27

1. Ausgaben

Vignetten von

Jaeger

u. Seidele

II. S. 277 f. 24

29535

~~UNS. 160 G. 25~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vet. Ger. II A. 64

Meine
Flucht nach Paris
im Winter 1790.

Für bekannte und unbekannte Freunde
geschrieben
von
August von Kotzebue.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1791.

Leihbibliothek
von
P. Voigt & Parmitz.

TAYLOR INSTITUTION
6 JUN 1960
OXFORD
LIBRARY

Liebe Leser!

Dieß kleine Buch ist von keinem Nutzen, vielleicht auch nur wenig unterhaltend. Ich schrieb es um mein Herz zu erleichtern, ich schrieb es in den unglücklichsten Tagen meines Lebens. Der Verlust einer Gattinn, die ich unaussprechlich liebte, trieb mich fort in die Welt. Ich floh den Ort, wo ich meines Lebens Ruhe verlohr, und Engel ihre Schwester wieder zu sich nahmen. Ach! den Ort konnte ich fliehen, aber das Bild meiner Friederike folgt mir überall, und nur dem Tode gebe ich es zurück, wenn er mir einst das Original wieder giebt.

Es ist mir Bedürfniß geworden, immer von ihr zu sprechen, und immer an sie zu denken. Der Wunsch, meinen Kummer zu mildern, gab mir die Feder in die Hand — siehe da! das Bild meiner geliebten

liebten Gattinn schwebt vor mir auf dem Papiere, ich weiß nicht mehr was ich schreiben wollte, ich sehe nur sie, und schreibe von ihr!

Gute Menschen! die ihr zuweilen sanfte Thränen in meinen Schauspielen vergossen habt, wenn ich ein kleines Verdienst um euch mir erwarb, so lohnt mir das jezt durch eine Thräne um meine gute Friederike! oder wenigstens scheltet nicht, wenn ihr dieß kleine Buch in die Hand nehmt, und nicht darinn findet, was ihr sucht. Laßt mich von ihr reden! recht viel von ihr reden und erzählen! seht nicht scheel drein, wenn jeder, auch der entfernteste Gegenstand, mich, Gott weiß wie! immer wieder zu meinem Weibe führt. Gott behüte euch alle für einem solchen Verlust! kommt es aber mit euch auch einmal dahin, so sollt ihr mich auch nicht vergebens um eine Thräne des Mitleids bitten.

Jeder Gatte, der in diesem Augenblicke seine geliebte Gattinn noch besizt, der drücke sie herzlich an seine Brust wenn er

dieses

dieſes lieſt, und danke Gott dafür! von ihm verlange ich nur Rührung, nicht Thränen. — Aber ihr, die ein gleiches Schickſal näher an mich kettet, ihr, die ihr Mann oder Weib verlohrt, vor kurz oder lang, und euren Verluſt noch nicht vergeſſen habt, o laßt uns zuſammen weinen! wir ſind Geſchwiſter! euch mache ich keine Entſchuldigung, daß ich ein Buch ſchrieb, einzig für mich ſelbſt, für mein wundes Herz, und für ein paar Freunde.

Ich wollte meiner Friederike ein Denkmal errichten, ſo gut ich kann, aber nicht in dieſem Buche, jezt kann ich noch nicht. Ich will einſt die Geſchichte unſerer Liebe und Ehe ſchreiben. Welch' ein ſchöneres Denkmal für die ſchönſte Seele, als das Wegnehmen der beſcheidenen Hülle von allen ihren Tugenden. Sie war ſo ſehr, ſo unausſprechlich gut, nicht nach Grundſätzen, ſondern ſie meynte, es könne nicht anders ſeyn. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzgen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu

herbergen; aber bey jedem ſanften, guten Tone klang ihre reingeſtimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friederike waren für Nothleidende immer offen, ſie gab gern, und gab, wie man geben ſoll; wie eine Schweſter dem Bruder giebt.

Noch iſt es kein Jahr, als ich mir den Scherz erlaubte, ihr am erſten April einen kritzlichen, unleſerlichen Brief zu ſchreiben, als komme er von einer armen Wittwe, die mit ein paar halbnackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verſchmachte, und ihre Hülfe anflehe. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damals nicht einmal ganz geſund, aber ſie ſuchte in Eil alte Wäſche und Kleider zuſammen, und ließ anſpannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich ſah den Wagen von weitem kommen, er hielt ſtill vor einem Hauſe am Ende der Vorſtadt. Ich erſchrack, und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! ſie war ausgeſtiegen um Semmeln zu kaufen für die hungrigen Kinder, welche

ſie

ſie anzutreffen glaubte. So trat ſie in das ihr bezeichnete Haus, mit einem Bündelgen Wäſche, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwey Rubeln zwiſchen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grauſamen Muthwillen, als darüber, daß ſie wieder wegfahren ſollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war ſie vollbracht! — nie wird der erſte April wiederkehren, ohne Thränen in meinem Auge zu finden! nur dieſen einen Zug gab ich euch unter Tauſenden. Solch' ein Weib habe ich beſeſſen — und verlohren! ach! darum ſcheltet nicht, daß ich von ihr rede, und nichts anders reden mögte.

Ihr aber, meine Freunde und Bekannte, denen ich nichts weiter zu ſchreiben vermogte, als: meine Frau iſt tod! ihr werdet dieß kleine Buch gütig aufnehmen, denn es giebt euch Rechenſchaft von dem was ich war und bin, ſeit das Schickſal mir Alles raubte, und doch mir das Leben ließ. O ich glaubte vormals, ich hätte meinen

größten Schatz verlohren, als ich meine Gesundheit einbüßte — ich habe mich geirrt. Selbst in dem für mich schrecklichen Winter von 1783, habe ich stille häusliche Freuden an der Seite meines Weibes genossen, die kein Gold und kein Ordenshand zu kaufen vermag. Um meinetwillen mied sie alle Gesellschaften, um meinetwillen genoß sie keine Lustbarkeit, und schloß sich mit mir in mein Krankenzimmer, und rechnete es mir nie als Opfer an. Ich war aber auch so glücklich, wenn nur einen Augenblick lang mein Körper von Schmerzen frey, und meine Seele heiter war; ich fühlte so innig, daß nur eheliches Glück das einzige wahre Glück sey! ihr Kuß, ihr Händedruck, würzte mir meine elende Grütze und meine Pflaumen.

So hat sie redlich bey mir ausgehalten, als mich oft Alles verließ; und nun, da ich wieder ein leidliches Daseyn mit mir herumschleppe, nun hat sie mich verlassen! — War es vielleicht nur ein guter Geist, zu meiner Rettung gesandt? der sein Geschäft vollbrachte, und dann in seine seligen Wohnungen

gen zurückkehrte? war es mein Schutzgeist, der nur eine liebliche irrdische Gestalt annahm? schwebt er jezt unsichtbar um mich? wird er sich einst wieder mit mir vereinigen? — o süße Schwärmerey! verlaß mich nicht! du bist ein Geschenk des Himmels und Balsam für meine Wunden! —

Ich weiß nicht, wie ich das nennen soll, was ich da geschrieben habe. Es sollte eine Vorrede werden, aber ich sehe wohl, es ist keine Vorrede. Das ist auch im Grunde einerley. Sey es was es wolle, wenn es nur von Friederiken handelt! —

Eigentlich habe ich darinn sagen wollen, was es mit meiner Winterflucht für eine Bewandniß hatte, und was der Leser in diesem Buche erwarten darf. Eine Reise nach Paris, und doch so unähnlich einer Reisebeschreibung; denn was ich überall sah, war mein geliebtes, verlohrnes Weib! daher ist sie es auch von der ich überall spreche.

Ich habe in Paris eine Zeitlang gewohnt, aber ich weiß von Paris blutwenig.

Auch

Auch wäre es überflüssig, viel oder wenig darüber zu sagen, da unser Liebling Schulz diesen Gegenstand erschöpft hat. Was mir so aufstieß, habe ich in Form eines Tagebuchs niedergeschrieben. O es hat mir frohe Stunden gemacht! es hat mir oft Thränen gegeben, wenn ich diese wohlthätige Quelle vertrocknet glaubte. Wenn ich mich zum Schreiben niedersezte, so konnte ich wieder weinen. Der Zweck dieses Buches ist erreicht, es hat meine Verzweiflung in Schwermuth verwandelt.

Paris, am 1sten Januar 1791.

Meine
Flucht nach Paris
im Wintermonat 1790.

Es ward ihr von Gott geheissen,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von dem Meinigen zu reissen
Ihr ihm einverwachs'nes Herz.

Bürger.

Als im entwichnen Sommer meine Kränklichkeit mich zum zweytenmale zu den wohlthätigen Quellen von Pyrmont führte, da ließ ich meine theure Gattinn, welche bereits eine fünfmonatliche Bürde trug, in Weimar zurück. Jeder ihrer Briefe — sie schrieb mir wöchentlich zweymal und ich ihr viermal — jeder ihrer Briefe enthielt frohe, beruhigende Nachrichten. Sie war gesund, heiter, und hatte keinen andern Wunsch, als nur mich bald wieder in ihre Arme zu schließen. Wie herzlich theilte ich diesen Wunsch mit ihr! wie hastig entschlüpfte ich endlich dem medicinischen Joche, und flog an ihr Herz! es war im Anfang des Septembers. In Gotha trafen wir uns, sie war mir bis dahin entgegen gefahren. Unser Wiedersehn, unsre erste Umar-

mung, das Plätzgen vor dem Gasthofe zum Mohren, wo dieß geschah; meine Freude über ihr blühendes Aussehn, ihre vollen Wangen; über die Heiterkeit die aus ihren Augen blitzte — ach! alles das, so gern meine Phantasie dabey verweilt, so rasch und lebhaft sie mir jene süßen Bilder hinzaubert, so träge und unbehülflich ist meine Sprache, die lieblichen Züge aufzuhaschen, und so wieder zu geben, wie sie da vor meinem geistigen Auge stehn.

Noch zwey Monate verflossen. Ohne Bangigkeit sahen wir dem nahen Zeitpunkt entgegen, der ein neues Pfand der Liebe uns geben sollte. Ich that Alles was in meinen Kräften stand, um die Gefahr dieses Augenblicks zu mindern. Der schöne Herbst begünstigte meine Absichten. Oft zog ich mit sanfter Gewalt meine zuweilen ein wenig phlegmatische Friederike aus dem Zimmer, um

einen

einen Spatziergang mit mir in dem herrlichen Park bey Weimar zu machen. Sie liebte diesen reizenden Aufenthalt, sie gieng gern dahin. Da sind wir fast täglich Arm in Arm herumgewandelt, da haben wir geschwatzt, Schlösser in die Luft gebaut, die Zukunft errathen, die Vergangenheit gemustert und die Gegenwart genossen. Oder wir redten mit unsern abwesenden Freunden, dachten und errieethen, was sie wohl in diesem Augenblicke thäten und trieben, was und wann sie uns schreiben, wo und wann wir sie wiedersehen würden. Dort in der Hütte von Baumrinden, dort am Wasserfall, dann oben auf dem Berge, wo die drey Säulen stehn, und weiter hin, wo man die Wiese im Thale wie eine Schaubühne übersieht — o! möge jeder schöne Morgen den erquickendsten Thau auf euch herabträufeln, ihr Blumen und Bäume! die ihr Zeugen meines Glückes waret! wachsse fleißig und lustig

du grüner Rasen, den der Fuß meiner Gattin betrat, wo mein Wilhelm Burzelbäume vor uns herschlug, und meine Friederike lächelnd ihm nachsah, wenn der kleine Hund die ungewöhnliche Gestalt mit komischem Eifer anbellte. Nie wird ein glücklicheres Paar dich betreten, reizender Garten!

Oft fuhren wir auch nach Belvedere oder Tiefurth, Lustschlösser bey Weimar. Dort setzten wir uns ins Grüne unter die Bäume, und assen eine frische Milch, und meine Friederike freute sich, daß es noch so warm sey hier zu Lande, und daß man im October noch den Schatten suchen müsse, wenn man bey uns den Ofen sucht. Die kleinen Ausfahrten bekamen ihr immer so wohl, alles war schön und gut.

Noch vier Wochen vor ihrer Niederkunft, nahm ich sie mit auf die Leipziger Messe. Nie habe ich sie munterer gesehen als damals. Als wir

wir wieder nach Hause fuhren, versicherte sie mich, sie sey in ihrem Leben nicht so vergnügt gewesen. — O welche gröſſere Wollust giebt es auf der Welt! als die, der Geliebten eine Freude zu machen! —

So rückte unter steten Ergötzungen und Abwechselungen der Augenblick heran, den wir fürchten wir weit entfernt waren. Meine Frau genoß einer ununterbrochenen Gesundheit, ihre einzige Arzeney waren Erdbeeren, und seit ihrem Aufenthalte in Weimar hatte sie die Apotheke nicht um einen Dreyer bereichert.

Die ersehnte Stunde kam endlich. Am 11ten November wurde meine geliebte Gattinn des Morgens früh, glücklich und leicht von einer Tochter entbunden. Sie befand sich in den ersten drey Tagen auſserordentlich wohl, war munter und vergnügt, scherzte, lachte, lobte die Hebamme; versicherte, ein solches

Wochenbette sey nur Spas, sie habe sich noch nie so wohl befunden, habe noch nie gleich in den ersten Tagen nach ihrer Niederkunft Lust zum Essen gehabt, kurz! der Berg schien überstiegen, die kleine Wolke, die den Horizont vor uns getrübt hatte, war über uns hingezogen, so wähnten wir — acht und wer war froher als ich! die ganze Schöpfung war mein und ich war König darinn. Ich ahndete nicht, daß es die letzten frohen Tage meines Lebens wären!

Am 14ten war sie krank. Wir schoben die Schuld auf das gewöhnliche Milchfieber und blieben ruhig. Die Natur erleichterte sich auf verschiedenen Wegen. Am 15ten war sie wieder recht wohl. Noch sehe ich sie, wie ich des Morgens früh um fünf Uhr leise in ihr Zimmer trat, und ein wenig besorgt nach ihrem Bette hinschielte, weil ich sie Abends vorher verdrüßlich und leidend verlassen hatte.

Sie

Sie streckte mir lächelnd beyde Arme entgegen, und richtete sich auf. O seliger Augenblick! — ich las ihr nachher eine Scene aus einem Schauspiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfstein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das strich ich weg. Ach! wessen Gefühl wird in Zukunft mich leiten! mein Genius hat mich verlassen, und mein Feuer ist verloschen! —

Sie hörte auch an diesem Morgen mir gern zu wie immer, sie sprach darüber wie sonst, ihr Geist war völlig heiter und unbewölkt. Ach! ich werde das Stück, zu welchem diese Scene gehört, wohl nie vollenden! ich erschrecke wenn mir das Blatt in die Hand fällt, ich fürchte mich dafür, es kömmt mir vor, als sey es ein Verbrechen, weiter daran zu schreiben, auch könnte ich es nicht für alle

Schätze der Welt! da wo ich zu lesen aufhörte, wo sie mir freundlich zunickte, wie könnte ich da fortfahren! was könnte ich da anders denken, als ihr letztes freundliches Nicken! —

Am 16ten klagte sie über große Mattigkeit. Von diesem Tage an verschlimmerte sich ihr Zustand. Ich fieng an ängstlich zu werden, und bat meinen alten Universitätsfreund, den Hofmedicus Hufeland, auch mit gutem Rath beyzustehn, da bis jezt der Herr Bergrath Buchholz allein unser Hausarzt gewesen war. Die Krankheit ging aus den ersten Wegen in die zweyten, das Fieber wurde immer heftiger, die Mattigkeit immer größer; sie phantasirte sehr oft. So krochen drey ewig lange Tage, mit meiner Angst beladen, ins Meer der Zeit hinab.

Am 20sten fuhr ich des Morgens früh nach Jena, um den berühmten Hofrath Stark herüber zu holen; denn so groß auch mein Zu-

trauen

trauen zu den beyden braven Aerzten war, die ich zugleich unter meine Freunde zählen darf, so glaubte ich doch nichts vernachläßigen zu dürfen, was meine theure Gattinn zu retten, und mich zu beruhigen im Stande sey. Ich litt auf diesem Wege schreckliche Angst, meine Phantasie arbeitete fürchterlich, und peinigte mich mit trüben Bildern der Zukunft, die leider! nun in Würklichkeit übergegangen sind.

Herr Hofrath Stark war so gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her gefahren. Er fand meine Frau sehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich holte zum Erstenmale wieder freyen Athem. Auskleerende und Schweistreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes, krankes Weibgen war jetzt sehr eigensinnig und mürrisch. Sie wollte sich, zum Beyspiel, die Lavements die man ihr verordnet hatte, von Niemand sonst beybringen

lassen

lassen als von mir; ich that es also zum erstenmale in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweisung dazu, die Liebe that das übrige, es gieng recht gut, meine Frau küßte mich zärtlich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird die Liebe Alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bey dieser Stelle spotten wird. Wer anders als gutmüthig drüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn würden diese Blätter nicht geschrieben.

An diesem Tage wurde Menschenhaß und Reue aufgeführt. Natürlich verließ ich das Bett meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nemlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu sehn. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauspiel sich noch einige Stunden lustig zu machen, und

so-

sodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreyen und Klatschen wieder abzuziehen. Ihr Rückweg führt sie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieser Nacht zogen sie alle einen andern Weg durch entfernte Straßen, kein einziger Wagen oder Pferd passirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht zu stören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen, sie schien sich drüber zu freuen, und ich danke diesen Herren hier öffentlich für ihre schonende Gefälligkeit.

Am ersten und zweyten blieb es mit meiner Frau wie es war. Ich schickte jeden Morgen einen Expressen an den Hofroth Stark, mit dem Bericht, wie die Kranke sich befinde. Ich kam wenig von ihrem Lager. Sie selbst schien nicht zu fürchten, daß sie sterben werde. Aber als ich sie einmal umarmte, und meine Wange an der ihrigen lag, da konnte ich mir

ne Thränen nicht verschlucken, ich fieng heftig an zu weinen, und da schien auch sie einen Augenblick lang eine ängstliche Besorgniß zu äußern, die aber gleich wieder verschwand, als ich meine Augen geschwind trocknete, und Hoffnung und Heiterkeit log. Gewöhnlich war sie nicht bey sich, und phantasirte viel. Doch wenn sie zu sich kam, hatte sie am liebsten mich an ihrem Bette.

Am 23sten war sie ruhiger und besser, welches auch mir eine große Erleichterung gab. Ich gieng mit frohen Hoffnungen zu Bette, und schlief nach langer Zeit einmal wieder sanft ein. Aber am 24sten, um halb vier Uhr des Morgens, weckte mich das Kammermädgen mit der Nachricht, meine Frau sey sehr schlecht. Ach Gott! mit welchem schrecklichen Gefühl sprang ich aus dem Bette, und stürzte zu ihr hinüber! Ich fand sie äußerst unruhig, sie klagte über Schmerzen in der Herzgrube, auf

der

der Bruſt, im Kreuz, und beſonders in der rechten Seite, in der Gegend wo die Lunge liegt. Dabey hatte ſie einen ſehr kurzen Athem und rothe Backen. Schon ſeit einigen Tagen hatte ich dieſes Symptom öfter bemerkt, und meine Beſorgniſſe darüber geäußert, war aber immer vertröſtet worden.

Ich zitterte, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, denn ich glaubte das ſey ihre letzte Stunde, und wußte nicht wie ich helfen ſollte. Bey mir war Niemand als das Kammermädgen und die Wärterin. Ich ſchickte zu dem Herrn Bergrath Buchholz, er war auch ſo gütig gleich ſelbſt zu kommen. Bald eilten auch meine Mutter, und die Frau Profeſſorian Muſäus herbey. Die Kranke wurde mit Flanell am ganzen Körper gerieben, beſonders die ſchmerzhaften Stellen, Blaſenpflaſter gelegt, u. ſ. w. Bald fand ſie ſich

erleich-

erleichterte, die Schmerzen verginngen, sie wurde ruhiger.

Ach! wie ist in diesen bangen Stunden mein armes Herz zwischen Furcht und Hoffnung herumgeworfen worden! doch dachte ich mir den augenblicklichen Verlust, der mich bedrohte, noch immer nicht als möglich. Es war mir immer, als flüsterte eine leise Stimme mir zu: es kann nicht seyn! das Unglück wäre allzugroß! das Schicksal wird nicht mehr die auflegen, als du zu tragen vermagst, wird dir lieber alle deine Kinder, und Alles was du hast nehmen, nur nicht dein Weib! ach! wenn man so mit dem Schicksal handeln, wenn man dem Tode seine Opfer abkaufen oder austauschen dürfte! —

Die Aerzte hofften auf den Ausbruch eines Frieseln. Ich beguckte mein liebes Weib alle Minuten, ob noch kein Friesel sich zeigen wolle? und siehe da! Mittags fand ich, nach

oft

oft wiederholten Besichtigungen, das Frieſel sey da! — O meine Freude bey dieſer Entdeckung war unbeſchreiblich! ich lief gleich ſelbſt zu beyden Aerzten, und erzählte es ihnen, und weinte dabey wie ein Kind. Sie theilten meine frohen Hoffnungen, und befahlen nun um Gottes willen die Kranke nicht aus dem Bette zu laſſen, denn ſie ließ ſich vorher oft in ein friſches Bett bringen, ſie war eigenſinnig in dieſem Punkte, und ſchwer davon abzuhalten. Ich wich alſo nun gar nicht mehr von ihr, weil ſie mir zu Liebe doch Alles that; wenn ich ſie recht zärtlich bat, ſo ließ ſie ſich Alles gefallen, ihre Liebe war ſtärker als ihre Krankheit. Die Nacht legte ich mich zwar nieder, aber unausgekleidet, und die Frau Profeſſorinn Muſäus, die auch hier ſich als eine treue biedere Freundinn bewieß, blieb bey ihr, und ich hatte befohlen, ſobald ſie unruhig werde, mich ſogleich zu wecken.

Um fünf Uhr stand ich auf. Man gab mir die frohe Nachricht, die Kranke habe die ganze Nacht ruhig zugebracht. So fand ich sie auch, als ich ihr meinen Morgenkuß und Gruß brachte, und meine süßen Hoffnungen wurden immer lebendiger.

Da sie sich so wohl befand, so gieng die Frau Professorinn Musäus auch früh nach Hause, und ich zündete wohlgemuth meine Morgenpfeife an, und gieng ein wenig im Nebenzimmer auf und nieder, um der Kranken durch den Rauch nicht beschwerlich zu fallen. Plötzlich tritt das Kammermädgen herein, und hält in der Hand ein Schnupftuch voll Blut, welches meine arme Friederike eben ausgeworfen hatte. Gott! welch ein neuer Schrecken! ich eilte zu ihr, sie hatte einen kurzen Husten, und warf immer von Zeit zu Zeit blutigen Schleim aus. Ueber Hals und Kopf eilte ich zum Arzt, er verordnete etwas beru-

higen-

hingudes, ich brachte es ihr, der Husten stillte sich wieder, sie fieng an zu schlummern.

Meine Kräfte waren sehr erschöpft. Die Morgensonne beschien den Erker mir gegenüber; die Luft war warm, der Himmel heiter. Ich beschloß den Schlummer meiner geliebten Gattinn zu nutzen, und ein wenig hinaus ins Freye zu gehn. Ich wählte den Weg nach Belvedere. Könnte ich Alles beschreiben, was ich auf diesem Wege gedacht, empfunden, gebetet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden. Sollte das nicht auch ein Beweiß seyn für die Fortdauer unserer Seele, daß unsere Empfindungen keiner Zeit bedürfen? daß das vollste Maas derselben über einen einzigen Augenblick ausgeschüttet werden kann? daß der Mensch nicht sagen darf: „in so und so vielen Minuten vermag ich so und so viel zu empfinden;“ sondern daß Menschenalter sich zusammenpressen

in. Ein blitzschnelles Gefühl, und doch so deutlich, so bestimmt und gegenwärtig. Was ist denn das in uns, das weder Raum noch Zeit bedarf, um allumfassend und gewaltig zu würken? ist es nicht ein Geist? —

Mächtig ist der Reiz der Natur! selbst an diesem schrecklichen Tage wälzte ihr Zauber auf meine Sinne, und schläferte endlich meine Angst ein. Der heitere warme Sonnenschein gesellte sich zu dem, was er in meinem Busen ihm gleichartig fand, zu der Hoffnung! er entfaltete sie gleichsam, und sie erhob sich über den Wirrwarr der übrigen Gefühle, und ragte hervor. „Ach!“ sagte ich plötzlich laut — mir war als ob ich laut sprechen müßte — „es kann noch Alles gut werden!“ und siehe da, von diesem Augenblicke an verwaltete meine Phantasie ihr wohlthätiges Amt. Ich sah meine Friederike gesund; ich sah sie wieder im Zimmer auf und nieder wanken, nur

noch

noch ein wenig matt; ich unterſtützte ſie, ich führte ſie ſpazieren, ich gab ihr alten Rheinwein zu ſchlurfen, und nachdem ich ſie ſo nach und nach ganz wieder hergeſtellt hatte, ſo dachte ich mir auch ein Feſt aus, um ihre Genesung zu feyern. Der älteſte Bube ſollte ein Gedicht auswendig lernen, und ein paar Waiſenkinder wollte ich kleiden, und eine kleine frohe Geſellſchaft zuſammen bitten; wenn wir dann bey Tiſche ſäßen, ſollte plötzlich im Nebenzimmer eine Muſik ertönen! Herr Gott dich loben wir! da ſollten die Pauken drein wirbeln! und wir wollten die vollen Gläſer in die Höhe heben, ich meinen Arm um den Nacken meines Weibes geſchlungen, und ſo wollten wir ſingen: Herr Gott dich loben wir!

Liebe, wohlthätige Phantaſie! du haſt in jenem Augenblicke mich ſo glücklich gemacht! du reichteſt mir den Becher der Stärkung zu neuen Leiden.

So war ich unvermerkt bis nach dem Lustschloß Belvedere gegangen, welches eine halbe Stunde von Weimar liegt. Ich kaufte für mein krankes Weibgen einen Strauß Blumen, und einen Rosenstock im Topfe, denn sie war immer eine große Blumenfreundinn. Den Strauß nahm ich selbst mit nach Hause. Als ich kam, es war halb zwey Uhr, schlummerte sie noch, und hatte die ganze Zeit hindurch nicht gehustet. Um zwey Uhr erwachte sie, ich brachte ihr die Blumen, sie freute sich drüber, aber nur einen Augenblick lang, denn gewöhnlich war ihr Alles sehr gleichgültig; auch ihren kleinen Lieblingshund hatte sie seit einigen Tagen gar nicht zu sehen, oder auf dem Bette zu haben verlangt. Das Frieseln war indessen keinesweges zurückgetreten, und also lebte auch immer meine Hoffnung noch. Aber Nachmittags fieng der Bluthusten von neuem an, und dauerte lange und heftig. Gegen

Abend

Abend ließ er zwar etwas nach, aber sie lag röchelnd, sehr schwer Athem ziehend, und kannte selten jemand. Man setzte ihr Blutigel unter die rechte Brust — sie schien es gar nicht zu fühlen. Man brachte mir von Bellevere den blühenden Rosenstock, ich trug ihn hinein zu ihr und hielt ihn ihr hin — sie schien es gar nicht zu bemerken. Von meinem Zustande schweige ich, es wäre vermessen ihn zu beschreiben.

Gegen zehn Uhr lag sie in den letzten Zügen, röchelte stärker, das Auge war gebrochen, und, wie auch die Aerzte eingestanden, alle Kennzeichen des nahen Todes vorhanden. Man bat mich, sie nicht sterben zu sehn; man erinnerte mich, daß ich die Erhaltung meines Lebens meinen Kindern schuldig sey. Ich war so betäubt, daß ich selbst nicht wußte was ich that. Ich nahm Abschied von meiner Frau, die mich weder hörte noch sah. Nur

als ich mich auſſer mir über ſie warf, und meine brennenden Lippen auf ihren kalten Mund drückte, da ſchien ſie auf einen Augenblick zu ſich zu kommen, und erwiederte meinen Kuß ganz ſchwach, und kaum fühlbar. Dieſes letzte Zeichen ihrer Liebe gab mir plötzlich Thränen, ich weinte nun heftig, bedekte ſie noch einmal mit meinen Küſſen und ſtürzte aus dem Zimmer, in der traurigen Ueberzeugung, das ſey der letzte Kuß meiner unausſprechlich geliebten Gattin geweſen.

Man wollte, ich ſollte das Haus verlaſſen; aber das konnte ich nicht. Ich begab mich auf ein anderes Zimmer, und warf mich aufs Bett, und durchwachte die ſchrecklichſte Nacht meines Lebens! Bey meiner Friederike hatte ich meine Mutter gelaſſen.

Wenn ich dieſe lange, ſchaudervolle Nacht beſchreiben könnte! Jeden Augenblick erwartete ich die Todesbotſchaft. So oft ich die

Thür

Thür des Krankenzimmers gehen, oder nur einen leisen Tritt hörte, so oft glaubte ich, das Herz werde mir die Brust durchschlagen, und die Angst lähmte alle meine Glieder. Um Mitternacht ungefähr hörte ich in der Küche Kaffee mahlen. Ach! dachte ich, nun ist sie schon tod! weil die Wachenden sonst so früh nicht Kaffee zu trinken pflegten.

Tausendmal war ich im Begriff, durch die paar Zimmer, die uns trennten, hinzugehn, und selbst zu sehn, wie es stehe; aber immer hielt mich die Angst zurück, und die Furcht, ihren entseelten Leichnam zu finden. Jezt, dachte ich immer, ist doch noch eine leise Hoffnung in mir, die raube ich mir dann ganz durch die schrecklichste Gewißheit. So blieb ich immer wieder auf meinem Bette liegen, und stand Qualen der Hölle aus. Mein Mann lich! einem Verbrecher, der den andern

Morgen zum Tode geführt werden soll, kann nicht schrecklicher zu Muthe seyn!

Doch gab es auch noch Augenblicke wo ich hoffte. Einigemal drohte mein Nachtlämpgen zu verlöschen, und flammte doch hernach wieder hell auf. Das schien mir ein Bild des Lebens. Auch das Leben meiner theuren Gattinn könnte wieder aufflammen, wie dieses Lämpgen.

Es hatte vier Uhr geschlagen, als ich die Thür des Krankenzimmers öffnen, und den Fußtritt meiner Mutter auf mein Zimmer zukommen hörte. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte mein Herz klopfen hören. Ich blickte starr nach ihr hin, als sie hereintrat. Sie lebt! war ihr erstes Wort, und ein wohlthätiger Thränenstrom stürzte aus meinen Augen. Ich konnte nicht reden und nicht fragen, aber meine Mutter erzählte mir mit einem tröstlichen Gesichte, gleich nach

Mit-

Mitternacht habe der schreckliche Zustand aufgehört, sie sey ruhig geworden, habe die ganze Nacht gar nicht gehustet, kenne wieder Alles um sich her, und habe auch schon ein paarmal nach mir gefragt. Mit einem Sprunge lag ich in ihren Armen. Ach Gott! welch eine Seligkeit! sie kannte mich, sie lächelte, sie erwiederte meine Küsse, und sagte dabey: „ich küsse dich so gern, es wird mir aber jezt schwer.“ Sie war ganz vernünftig, meynte auch, sie befinde sich besser. Ich brachte ihr den Rosenstock, sie hatte viel Freude dräber, und zog recht den Geruch in sich.

O! ich war außer mir für Freuden! und dankte Gott mit einer Innbrunst, mit der vielleicht noch wenig Menschen zu ihm gebeter haben. Ich hielt meine Frau für gerettet. Was am höchsten stieg, dachte ich, muß wieder fallen; gewiß hatte gestern Abend die Krankheit den höchsten Gipfel erstiegen, und nun fällt

sie

sie wieder. Rasch warf ich meine Kleider über, ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, kaum war es ein wenig hell auf den Strassen, da flog ich zu meinem Arzte, und wie sehr erstaunte dieser, als er hörte, meine Frau lebe noch. Er nannte mir nun alle die Kennzeichen, die gestern Abends spät ihren nahen Tod verkündeten, mahte es mit mir, die Möglichkeit der Besserung zu hoffen, und verordnete, unter andern Mitteln, sogleich auch wiederum Lavements. Von den letztern, ich gestehe es, ahndete mir kein guter Erfolg. Erstlich glaubte ich in meiner Laien-Einfalt, es sey wohl unnöthig, da meine Frau diesen Morgen, wider alles Vermuthen, eine freywillige, so starke Ausleerung gehabt hatte, als während der ganzen Krankheit kein Lavement und keine Arzeney hatten bewürken können; und das war eine von den Hauptstützen meiner wiederkehrenden Hoffnung.

Zwey-

Zweytens hielt ich es für gefährlich, durch die Bewegung des Umwendens, u. s. w. ihren Bluthusten vielleicht aufs neue zu reizen; da aber meine beyden wiedrigen Aerzte darinn übereinstimmten, so blieb mir nichts anders übrig, als zu gehorchen.

Ich lief sogleich wieder nach Hause, ließ das Lavement zubereiten, und stand bereits, um mein neues Amt zu verwalten am Bette, erwartend, daß die Kranke sanft und behutsam gewendet werde — aber ach! was ich befürchtet hatte, erfolgte! die Bewegung reizte zu sehr, der Bluthusten kam wieder. Ich ließ sogleich inne halten, eilte zum Arzt, nicht so froh als das Erstemal, sagte ihm was vorgefallen, und er stand nun selbst von dem Lavement ab.

Ach! ich kann den Gedanken nicht verscheuchen: hätten wir sie ruhig liegen lassen, und sie mit gar keiner Arzeney mehr gequält,

ihre

ihre Jugend und ihre gute Natur, die eben so vortrefflich war, als ihr Herz, würden die Krankheit endlich doch noch überwunden haben. Das soll wahrlich kein Vorwurf seyn! meine braven Aerzte thaten gewiß was sie konnten. Aber wem seine Wohnung abbrannte, der meynt denn doch immer, jeder der Umstehenden habe wohl hie oder da einen Tropfen Wasser mehr zuschütten können, um den Brand zu löschen. Man muß das dem armen Unglücklichen nicht verargen.

Ich sandte dieselsmal meinen eignen Bedienten zu Pferde nach Jena, schärfte ihm ein so schnell zu jagen, als ihm möglich sey, und den Hofrath Stark selbst wieder mitzubringen. Der gute Mensch, der meine Frau liebte, weil jedermann sie liebte, war schon in drey und einer halben Stunde wieder zurück. Er brachte mir ein Billet vom Herrn

Hof-

Hofrath Stark, worinn er auf den Nachmittag selbst zu kommen versprach.

Es war jezt Mittag. Ich hatte seit einer Stunde, erschöpft durch Alles was in mir und außer mir vorging, auf dem Sofa gelegen, und vergebens etwas zu schlummern versucht. Jezt, da ich das Pferd meines Bedienten von weitem die Straße herauf galoppiren hörte, jezt sprang ich wieder auf, und eilte mit dem empfangenen Billet in der Hand in das Krankenzimmer — ach! da fand ich es wieder wie gestern Abend! die nemlichen Kennzeichen des nahen Todes, das nemliche Lächeln, die gebrochenen Augen, das Ueberspringen der Fleischfern, verschwunden jede Hoffnung auf den Gesichtern der Umstehenden; in den Augen des Arztes das Bekenntniß, daß seine Kunst hier nichts mehr vermöge! —

Ach! er konnte nicht! und Gott wollte nicht! — — warum er eine der glücklich-

 sten

sten Ehen trennte — warum er ein paar Menschen von einander riß, die sich mit jedem Tage fester wurden — o! wer wird es mir zur Sünde anrechnen, daß ich murrte! Gott gab sie mir! Gott nahm sie mir! aber — der Name des Herrn sey gelobt — nein, dies kann ich nicht hinzufügen, ich bin kein Heuchler.

Was ich in dieser und den nächstfolgenden Stunden gethan, davon habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie ich sie zum letztenmale küßte, ohne jedoch wie gestern auch nur eine schwache Erwiederung zu fühlen; wie ich aus dem Zimmer stürzte, um nicht den letzten Kampf mit dem Tode zu sehen; wie ich über die Straße, einige Häuser davon, zu meinem Freunde G. eilte; und welche schreckliche Gefühle dort mein Herz zerfleischten, Alles das ist mir nur wie ein schwerer Traum.

Ich hätte schon seit länger als acht Tagen diesem meinem alten treuen Freunde auf einem Spaziergange gesagt, daß ich alle meine Besinnung verlieren würde, im Fall das Schicksal das größte Unglück, den Verlust meines theuren Weibes über mich verhängt habe: ich hatte ihn gebeten, auf diesen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigstens meinen unmündigen mutterlosen Kindern einen Vater zu erhalten, der selbst seit drey Jahren sein Grab immer offen zu sehen glaubte; ich hatte ihn gebeten, sobald das Leben meiner Frau ohne Rettung verlohren sey, in höchster Eil eine Postchaise anspannen zu lassen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur so weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden starben und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er versprach es, und hielt Wort in dieser schrecklichen Stunde. Er

gieng selbst, meine Frau noch einmal zu sehn, er sah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungslosen, und schickte nach der Post.

Ich wiederhohle es, meine Empfindungen sind keiner Beschreibung fähig. Es war eine Betäubung, es war ein innres Toben, es war eine Angst und Unruhe, ich konnte nicht eine Minute lang sitzen, nicht einen Augenblick lang auf einer Stelle stehn, weinen konnte ich auch nicht, in dem Zimmer zu bleiben war mir auch nicht länger möglich. Ich lief fort auf die Straße, es pfiff ein kalter Novemberwind, es war mir da auch zu eng. Ich hatte meinem Freunde gesagt, ich wolle vor dem Thore auf ihn warten, ich kam auch würklich hinaus vor das Thor, ich weiß selbst nicht wie, ich weiß auch nicht ob mir Bekannte unterwegens begegnet sind; nur das erinnere ich mich, weil es meinen Schmerz

ver-

vermehrte, daß mir der Kutscher begegnete, der vor einigen Wochen meine Frau und mich nach Leipzig gefahren hatte.

Vor dem Thore blieb ich wohl ein paar Stunden allein, mit meinem Schmerz und meiner Sinnlosigkeit. Es war ein regnigt kalter Tag, ich habe es nicht gefühlt. Ich gieng immer am Rande eines Grabens auf und nieder, und bemühte mich etwas zu denken, ich habe aber gar nichts gedacht. Ein paarmal kamen doch Thränen, aber wenige; das Herz wollte mir springen! Gott war karg mit seinen lindernden Thränen.

Ein alter Mann in einer Soldaten-Uniform, den ich für einen Bewohner des in dortiger Gegend gelegenen Hospitals halte, hatte mich schon lange beobachtet, und kam endlich auf mich zu mit der Frage: ob ich krank sey? — Ich sagte ja und gieng vorbey. „Das sieht

„man Ihnen wohl an“ hörte ich ihn noch hinter mir sagen. Ich weiß nicht, ob es die Theilnehmung dieses Mannes war, die mich rührete und überraschte, zu einer Zeit, wo ich mir in der ganzen Schöpfung verlassen vorkam, genug, das gab mir Thränen, ich weinte einige Augenblicke lang sehr heftig, hernach war es aber wieder vorbey, und ich fiel zurück in eine Art von dumpfer Betäubung.

Endlich, gegen Abend, sah ich von ferne meinen Reisewagen kommen, der nämliche Wagen, den noch vor wenig Wochen meine Friederike mit mir theilte, wo ich so oft sie ein- und ausgehoben, an ihrer Seite so manche frohe Stunde genossen. Ich stieg hinein, und der kleine Hund wedelte mir entgegen, der meiner Frauen Liebling war, und nun der Meinige geworden ist. In dem Wagen war mir Alles so bekannt, überall sah ich meine Friederike! oder etwas das mich an sie erinnerte.

An

an der einen Tasche ein Flecken von einem Vitzenry-Glas, welches sie einst da zerbrochen hatte, hier und dort noch eine Stecknadel oder ein wenig Puder; ach! und das was nicht da war erinnerte mich am meisten an sie! ich hatte nämlich schon in Nevak bey unsrer Abreise ein paar kleine weiche Kissen machen, und mit Leder überziehen lassen, um sie auf der Reise unter den Kopf zu legen. Diese Kissen ließ meine Frau während ihrer Krankheit sich geben, da die Federbetten ihr zu warm unter dem Kopfe waren — auf diesen Kissen starb sie! —

Wir fuhren, die Wolken flogen, der Mond schien, wir sprachen nicht. Mein Freund fühlte wohl daß man mich jezt nicht trösten müsse, er schwieg, und ich danke ihm dafür. Ich starrte hinaus in die Wolken, die der Wind zu mancherley Gestalten zusammenballte. Es sah gar abentheuerlich in meinem Kopfe aus,

ich ſezte mir aus den Wolken Geſchichten zuſammen; die eine ſah aus wie ein Sarg, die andere wie ein Hut mit einem langen Trauer-Flor. Ich fand Alles am Himmel was ich ſuchte, nie hat mir meine Phantaſie ſo fürchterlich treue Dienſte geleiſtet. Um acht Uhr des Abends kamen wir nach Erfurt.

Bald nach unſerer Wegreiſe war Hofrath Stark von Jena gekommen, und hatte meiner Friederike noch eine Ader geöffnet, aber vergebens! nichts konnte das beſte, ſanfteſte Geſchöpf ins Leben zurück rufen. Sie betrübte mich zum Erſtenmale ſeit unſerer Verbindung — ſie ſtarb! —

Man hat mir nachher geſchrieben, der Brand ſey in die Lunge gerathen, auf welche ſich die verirrte Milch geworfen, und das ſey die Urſach ihres Todes geweſen. Mich quälen auch über dieſen Punct tauſend trübe Vorſtellungen. Zwar giebt gewiß meine

theure

theure Friederike mir in diesem Augenblicke das Zeugniß vor jenem großen Richter, daß ich Alles gethan habe um sie zu retten, was die zärtlichste Liebe zu thun vermag; aber doch bilde ich mir immer ein: wenn doch noch das oder das geschehen, oder jenes unterlassen worden wäre! so oft hängt ja das Leben eines Menschen nur an einem Faden, an dem kleinsten, unbedeutendsten Zufall. Da verfolgt mich zum Beyspiel die Erinnerung, daß meine geliebte Gattinn in den letzten Tagen ihrer Krankheit sehr oft, aber freylich nur immer in einer Art von Phantasie, die russische Medicin von mir verlangte. Sie wollte sich immer deutlicher ausdrücken, sie gab sich alle Mühe sich mir verständlich zu machen, konnte sich aber nie auf den rechten Namen besinnen; immer kam wieder: die russische Medicin. Ich konnte mich durchaus nicht besinnen, was sie damit sagen wollte, nachher aber ist mir

eingefallen, daß sie vielleicht das Mihandische Pulver darunter verstanden, dessen man sich in unsern Gegenden häufig bedient, und das, die Herren Aerzte mögen nun so viel dagegen schwatzen, als sie immer wollen, oft schon Wunder gethan hat. Da ich selbst diesem Pulver das Leben eines vom Arzte bereits aufgegebenen Sohnes verdanke, so ist es leicht möglich, daß der Mutter dieß beyfiel, und — ach Gott! wer weiß ob damals, als ihre Brust noch frey war, nicht eine starke Purganz den ganzen Gang der Krankheit verändert haben würde. Doch wo hätte ich den Muth gefunden es ihr einzugeben! — und wenn sie dann doch gestorben wäre, würde ich mich nicht als ihren Mörder angeklagt haben? und noch elender gewesen seyn als jezt?

Ach! es war nun einmal beschlossen, daß es so und nicht anders seyn sollte, und das große Rad unserer Schicksale, vom Verhängniß

Verhängniß getrieben, läßt sich durch keinen Strohhalm aufhalten. Sie ist todt! alle meine Freuden und Hoffnungen sind todt! diesseits des Grabes ist für mich kein wahres Glück mehr! ich werde vielleicht noch oft lachen, aber nie wieder fröhlich seyn; ich werde vielleicht noch lange nicht sterben, aber nie wieder leben, denn die bessere Hälfte meines Lebens ist von mir geschieden! die zurückgebliebene sehnt sich nach Wiedervereinigung, und hofft Wiedervereinigung! das ist der einzige Trost meines zermalmten Herzens.

Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
an der Liebe Banden nach!
daß auch ich zu Engeln komme,
zeuch, du Engel, dir mich nach!

* * *

Ehe ich weiter rede, muß ich vorher noch eine Art von Vertheidigung meines Betra-

gens übernehmen. Meine Freunde tadeln mich, und machen mir einen Vorwurf daraus, daß ich weggereist bin. Ich hätte in Weimar bleiben sollen, sagen sie alle — warum? — ja das kann ich mir nicht erklären. Ein Brief nach dem andern verfolgt mich auf meiner Flucht, sie sind alle gleichlautend. Der eine sagt: „man hofft, daß „wenn die Zeit deinen Schmerz nur erst gelindert hat, du dich eines bessern besinnen, „und zurückkommen wirst.“ — Der andre sagt: „du bist es deinem guten Rufe schuldig, zurück zu kommen, denn man wird „sonst glauben, du habest nur jede unangenehme Empfindung fliehen, jeden traurigen „Gegenstand aus deinem Gesichtskreis verbannen wollen.“

Ich hasse dieß man sagt, man glaubt, tödlich, habe mich auch nie viel darum bekümmert, so lange mein Gewissen seine

Stimme

Stimme nicht in die des Publicums mischte; aber nie hat mich ein Urtheil so unerwartet überrascht als dieses; nie konnte ich eines weniger voraussehn, als dieses.

Was soll ich in Weimar? wer antwortet mir auf diese Frage? wer hätte nicht an meiner Stelle eben so gehandelt, wenn ihn kein Verhältniß mehr an den Ort band, wo das Grab alle seine Freuden verschlang? O! ich bedaure den armen Unglücklichen, den vielleicht Amt oder Armuth zwingen, das Fleckgen Erde nicht zu verlassen, wo man seine Geliebte einscharrte; ich bedaure ihn, und danke Gott, daß das nicht mein Fall war! Ich diene der Kaiserinn von Rußland. Diese große und gute Frau gedachte mitten im Gewimmel ihrer Siege und Schlachten, eines einzelnen kranken Dieners, dessen Gesundheit schon seit Jahren litt, und den die feuchte, kalte Luft des baltischen Meers zu tödten drohte.

Sie

Sie schenkte mir ein Jahr, um mich zu erholen. Ich brachte den Sommer in den Bädern zu, und kehrte im Herbst aus freyer Wahl nach Weimar zurück, in der Hoffnung, dort einen frohen Winter, an der Seite meiner Friederike, im Schooße meiner Familie zu verleben. Froh kann dieser Winter nun nicht mehr seyn, und unter allen Orten, die ein theilnehmender Arzt mir vorschlagen könnte, meine wankende Gesundheit zu befestigen, müßte, dächte ich, Weimar gerade der letzte seyn.

Noch einmal, was soll ich da? warum soll ich dahin zurückkehren? — O! ich fühle recht gut, wie ich da ungefähr leben würde. Der Kirchhof würde mein täglicher Spaziergang, meine Wohnung seyn. Da, in diesem Gewölbe, ruht mein Vater, den ich zwar nie kannte, denn er starb, als ich kaum gebohren war, den aber Alles was ich von ihm weiß, mir

lieb

lieb und ehrwürdig macht. Dort, an jener Mauer, schlummert Musäus — O mein guter lieber Musäus! wenn du noch lebtest, du hättest deinen armen Freund und Zögling billiger beurtheilt! — Endlich dort ist das Grab meines Weibes! dort hat man mein einziges Kleinod verscharrt! dort ruht das Glück meines irrdischen, die Hoffnung meines himmlischen Lebens. Vater, Lehrer, Freund und Gattin sind begraben auf diesem Kirchhofe, und mich armen schwachnervigten Kranken will man da Tage lang seinem Kummer überlassen? —

„Ey du mußt nicht hingehn" höre ich wohlweise und mit belehrender Kaltblütigkeit einwenden.

Würde das in meiner Macht stehen? würde ich mich durch Vernunft oder Freundschaft zurückhalten lassen? würde ich meinen

Schmerz

Schmerz nicht mit jedem Tage lieber gewinnen? und vielleicht gar noch am Ende ein empfindeladen Thor geſcholten werden.

Und wo ſollte ich denn hin gehn? wo iſt ein Plätzgen in Weimar, das ich nicht mit meiner Friederike betreten? und nun ſoll ich allein gehn? — allein in den ſchönen Park, der ſonſt mein und ihr Lieblings-Aufenthalt war? da iſt kein Gang, den ich nicht mit ihr durchwandelt, keine Bank, auf welcher ich nicht mit ihr geſeſſen, keine reizende Ausſicht, von welcher ich nicht mit ihr geſchwazt habe. Dort am Fluſſe haben wir die türkiſchen Enten gefüttert; hier auf der Schaukel haben wir unſern Wilhelm hin und her geſchleudert; dort an der Brücke haben wir Fiſche gekauft, und ſelbſt aus dem Fiſchkaſten herausgeſucht; überall eine Erinnerung, überall das Bild meiner geliebten Friederike!

Also auch dahin darf ich nicht! der Park und der Kirchhof — beyde würden meinem wunden Herzen wohl thun — aber es brechen.

Das Haus meiner Mutter? — ach! da habe ich mit ihr gewohnt! da ist jeder Gegenstand Zeuge meiner verlohrnen Freuden gewesen. An diesem Tischgen frühstückte sie des Morgens mit mir; auf diesem Stuhle ließ sie sich frisiren, vor diesem Spiegel kleidete sie sich an, aus diesem Klaviere lockte sie Töne sanft wie ihr Herz; dieß war ihr Platz beym Essen, auf diesem Sofa hat sie mir vorgelesen, wenn ich kränkelte und nichts hören mogte, als ihre weiche Stimme; dort war ihre Schlafstätte, und — dort ist sie auch gestorben! — nein! nein! nein! der hat nie geliebt, der mir zumuthen kann, auch nur eine Stunde in diesem Hause zu verweilen. Dieß Haus ist für mich ein offenes Grab!

und

Schmerz nicht mit jedem Tage lieber gewinnen? und vielleicht gar noch am Ende ein empfindelnder Thor geſcholten werden.

Und wo ſollte ich denn hin gehn? wo iſt ein Plätzgen in Weimar, das ich nicht mit meiner Friederike betreten? und nun ſoll ich allein gehn? — allein in den ſchönen Park, der ſonſt mein und ihr Lieblings-Aufenthalt war? da iſt kein Gang, den ich nicht mit ihr durchwandelt, keine Bank, auf welcher ich nicht mit ihr geſeſſen, keine reizende Ausſicht, von welcher ich nicht mit ihr geſchwazt habe. Dort am Fluſſe haben wir die türkiſchen Enten gefüttert; hier auf der Schaukel haben wir unſern Wilhelm hin und her geſchleudert; dort an der Brücke haben wir Fiſche gekauft, und ſelbſt aus dem Fiſchkaſten herausgeſucht; überall eine Erinnerung, überall das Bild meiner geliebten Friederike!

Also auch dahin darf ich nicht! der Park und der Kirchhof — beyde würden meinem wunden Herzen wohl thun — aber es brechen.

Das Haus meiner Mutter? — ach! da habe ich mit ihr gewohnt! da ist jeder Gegenstand Zeuge meiner verlohrnen Freuden gewesen. An diesem Tischgen frühstückte sie des Morgens mit mir; auf diesem Stuhle ließ sie sich frisiren, vor diesem Spiegel kleidete sie sich an, aus diesem Klaviere lockte sie Töne sanft wie ihr Herz; dieß war ihr Platz beym Essen, auf diesem Sofa hat sie mir vorgelesen, wenn ich kränkelte und nichts hören mogte, als ihre weiche Stimme; dort war ihre Schlafstätte, und — dort ist sie auch gestorben! — nein! nein! nein! der hat nie geliebt, der mir zumuthen kann, auch nur eine Stunde in diesem Hause zu verweilen. Dieß Haus ist für mich ein offenes Grab!

und

und hat gleich das Leben keinen Reiz mehr für mich, so habe ich doch Kinder.

Welcher Aufenthalt bleibt mir nun noch übrig? — unter die Menschen zu gehn? o wer mag in meiner Lage Menschen sehen! wenigstens keine bekannte Menschen, keine solche die mich bedauern, mich fragen wie mirs geht, mich trösten, mir die weisen Rathschlüsse des Himmels zu Gemüthe führen, u. s. w. Ich weiß wohl daß ich dort auch Freunde habe, die von Herzen mit mir weinen würden, aber niemand könnte doch den unberufenen Tröstern wehren, vor denen ich mich im Geist auf jeder Straße angezapft sehe.

Ich will überhaupt gar nicht getröstet seyn, ich will gar nicht daß man mit mir weine, denn das letztere ist doch größtentheils nur eine schöne Phrase, und kann doch Niemand so herzlich weinen als ich, weil ich Alles

verlohr,

verlor, und weil ich weiß und fühle was ich verlor. Mir iſt am leichteſten zu Muthe, wenn ich unter einer Menge ganz unbekannter Geſichter ſtehe, deren Keines meinen Verluſt ahndet, deren Keines Intereſſe für mich hat; dann bin ich mit meinem Weibe allein, und gedenke ihrer nie herzlicher und inniger, als wenn mich Niemand an ſie errinnert.

Sonderbar! zum Vorwurf macht man mir das, daß ich „die traurigen Empfindungen fliehe“ ey mein Gott! wer flieht ſie denn nicht? — man räth mir dieſen Verdacht durch meine Zurückkunft zu vernichten — nein, nein, dieſer Verdacht iſt ſehr gegründet, ich kann und mag ihn nicht widerlegen. Ich fliehe Weimar, um meinem Schmerz nicht ewig neue Nahrung zu geben. Wie dieß ganz natürliche, vollkommen menſchliche Benehmen, meinem guten Rufe ſchaden könne, ſehe ich nicht ein. Daß ich aber nicht floh, um meine ge-

liebte Gattinn zu vergessen, o! das möge euch dieß kleine Buch beweisen, welches treue Rechenschaft giebt, von dem was ich that und empfand, seit jenem unglücklichen Tage. Um meiner Friederike zu gedenken, bedarf es nicht der Nähe ihres Grabes; wer wird sich in die Flammen stürzen, wenn er sich nur wärmen will?

„Aber," sagt man, „du hast Kinder in W. die deiner bedürfen." Eben weil sie meiner bedürfen, will ich mein sieches Daseyn für sie erhalten so lange ich kann. Denn jezt, und unter diesen Umständen bedürfen sie meiner nicht. Der älteste ist seit wenig Wochen in Schnepfenthal, unter der Aufsicht eines verehrungswürdigen Mannes, der mehr Kraft und Willen hat, sich seiner anzunehmen, als ich jezt thun könnte. Das jüngste bedarf noch keines Vaters, sondern nur einer Amme. Auch gestehe ich gern, daß der An-

blick

blick dieſes Kindes eine Quaal mehr für mich ſeyn würde. Ach! es hat meiner Friederike das Leben gekoſtet! es wird lange währen, ehe es mir möglich ſeyn wird es zu lieben! — in dem Hauſe der Grosmutter kann es übrigens auch dieſer kleinen Waiſe an nichts mangeln.

Meine Flucht ſtreitet alſo gegen keine meiner Pflichten, und ſo iſt es denn feſt beſchloſſen: ich ſehe den unglücklichen Ort meiner Geburt nie wieder! Dank allen denen die mich dort freundſchaftlich aufnahmen! Dank allen denen, die meine Friederike ſchäzten und liebten! Dank meinen braven Aerzten für jede Schmerzenserleichterung, für jede gelinderte Minute, die ſie der guten Kranken verſchafften! — Dank auch dir lieber G! du biſt ein ſeltner Menſch, denn du biſt ein Freund in der Noth. Ich kann nicht viele Worte machen, aber du verſtehſt mich, es bleibt beym Alten. —

So nehme ich denn auf ewig Abschied von dir Vaterstadt, die die Freuden des Knaben und die Leiden des Mannes sah! in dir erhielt ich das Daseyn — in dir verlor ich es wieder! — Hoffnung und Frölichkeit geleiteten mich in deine Thore, die Verzweiflung trieb mich hinaus! —

Möge keiner deiner Bewohner jemals so elend werden, als ich es in deinen Mauern geworden bin!

* * *

In Erfurt traten wir im Schleendorn ab. Als ich das leztemal hier war, wohnte ich im römischen Kaiser. Meine Frau war mit mir — ich werde nie wieder im römischen Kaiser wohnen.

Im Schleendorn trafen wir den Herrn v. D. einen angenehmen und sehr instruirten jungen Mann, dem Kopf und Herz auf dem rech-

rechten Flecke sitzen. Ich bat ihn uns Gesellschaft zu leisten. Mein Zustand rührte ihn. Er ist ganz sein eigner Herr, er bedurfte nur einer Minute sich zu entschließen, er reiste mit uns. Noch in dieser Nacht fuhren wir weiter.

Am 30sten

langten wir in Maynz an. Den Gegenden rings umher vermag selbst der Winter nicht ihren zauberischen Reiz abzustreifen. Wer den Berg bey Hochheim herunterfährt, den Rhein und Mayn im Thale vor sich hin schwimmen sieht; sieht wie der Rhein seine Braut empfängt, und stolz an ihrer Seite hinabwallt; wie die Stadt an den blühenden Ufern sich ausbreitet; wie die Weinrebenhügel all das so lieblich bekränzen — wer dann, trotz aller Leiden die sein Herz pressen mögen, nicht wenigstens einmal heiter aufblickt und lächelt,

o! der ist ein armer Mensch! er ist noch elender als ich!

Am 2ten December

reiste mein G. wieder nach Weimar zurück. Gott lohne ihm seine Freundschaft! er hat auch eine Frau die er liebt, Gott lasse sie ihm, so ist er belohnt. — Ich gab ihm meinen Reisewagen wieder mit, denn dieser Wagen ist ein Zimmer welches ich mit ihr bewohnte. Alles entbehrliche sandte ich zurück, weil ich entschlossen bin, mit Herrn v. O. so leicht als möglich und mit der Diligence zu reisen. Auch den kleinen Hund wollte ich ihm wieder mitgeben, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. — Sonderbar! ich habe sonst die kleinen Hunde nie leiden mögen.

Am 3ten.

Ein melancholischer Morgen. Das Bild meiner Friederike hat mich nicht einen Augenblick

blick verlassen. Ich fieng heute an die Geschichte ihrer Krankheit zu schreiben. Das hat mich sehr angegriffen, und doch will ich es fortsetzen, denn es ist mir eine bittersüße Beschäftigung.

Ich lernte heute einen Mann kennen, der mir als Schriftsteller schon lange liebenswürdig war, und es mir nun auch als Mensch wurde: Professor Heinse, Verfasser des Ardinghello.

Am 4ten

besah ich, von ihm geführt, die churfürstliche Bibliothek, welcher er vorsteht. Die Zimmer sind sehr geschmackvoll, neu erbaut. Wir sahen da die ältesten Monumente der Buchdruckerkunst, die erste Bibel von Gutenberg, eine sehr schön gedruckte Sammlung von Proben aller Schriftarten in der Welt, herrliche Ausgaben der Classiker, die Ruinen von Palmyra und Balbek, die größten und

kostbarsten Werke aus der Naturgeschichte [illegible]

Was aber alles dieß weit übertraf, war die göttliche Aussicht vom Balcon. Unter uns der Rhein, die große Schiffbrücke, und das lebendige Gewimmel der Schiffe; jenseits des Rheins die Vorstadt Cassel, in der Ferne Hochheim, rechts hinunter die Bergstraße, und der Zusammenfluß des Rheins und Mayns, links eine stille liebliche Insel im Rhein, weiter hinunter das Schloß Bibrich, und im Hintergrunde den ganzen Rhingau. Ich habe nie etwas schöneres gesehn. Wer wissen will, ob er Beruf zum Mahler oder Dichter habe, der trete auf diesen Balcon. Bleibt ihm hier sein Beruf noch zweifelhaft, so ist er nicht dazu gebohren. — Hätte Friederike neben mir gestanden und mit mir genossen, ich würde in diesem Augenblicke unaussprechlich glücklich gewesen seyn.

Diesen

Dieſen Morgen bekam Hr. v. O. Briefe aus Weimar. Er ſagte mir: in meinem Hauſe ſey Alles ruhig. — O! wie mir das durch Mark und Bein ſchnitt! — ruhig? — ja freylich! Tod iſt auch Ruhe. Meine Frau ſchlummert — ach! welch ein Schlummer für diejenigen, die umher ſtehn und wachen müſſen! — Hr. v. O. meynte es gut, er glaubte mir etwas Tröſtliches zu ſagen. Ich antwortete ihm nichts darauf, aber immer! immer! mitten unter Geräuſch und Zerſtreuung, ergreift mich ſeitdem ſchrecklich der Gedanke: in meinem Hauſe iſt Alles ruhig.

Am 5ten

Abends, fand ich auf meinem Zimmer einen Brief aus Weimar. Ein Zittern überfiel mich als ich ihn ſah. Ich wagte es nicht ihn noch heute zu leſen, aber das half doch nichts. Ich hatte eine ſchreckliche Nacht! — und einen traurigen Morgen! —

Am 7ten

fuhren wir des Morgens um 8 Uhr mit einem Miethkutscher nach Mannheim. Wir hatten einen herrlichen Tag; die Sonne stand unbewölkt am Himmel, und spiegelte sich im stillen, glatten Rhein, an dessen Ufern wir hinfuhren. Die Aussichten rings umher, trotz des Winters, immer lächelnd, bald Weinberge, bald Inseln im Rhein, bald Klöster, die immer in die lachendste Gegend gebaut waren, den Horizont linker Hand schlossen hohe Berge, durch welche hin die Bergstraße sich windet. — Millionenmal stieg der heiße Wunsch in meiner Seele auf: möchte doch meine Gattinn mir hier zur Rechten sitzen, wie sie sas als wir nach Deutschland reisten, und ich oft meinen Kopf in ihren Schoos oder auf ihre Schulter legte, um zu schlummern, oder ihre liebe Hand Stundenlang in der Meinigen hielt, sie hundertmal an meine Lippen drückte, und

da-

dafür einen sanften Druck empfieng. Ach! ich werde nie wieder ganz glücklich seyn! —

Meine lebendige Phantasie, die treuste Freundinn welche die Natur mir gab, hat mich auch heute nicht verlassen. Ich habe mir ein Schloß in die Luft gebaut, so schön und lieblich, ich habe mich wohl eine Stunde lang daran ergötzt. Die Gelegenheit dazu gab eine der reizenden Inseln, welche der Rhein umarmt. Ich dachte mir einen Gott oder Halbgott, der meine Friederike ins Leben zurückrief, und sie mir unter der Bedingung wieder schenkte, meine Tage auf dieser Insel zuzubringen, ohne jemals einen Fuß an das jenseitige Ufer zu setzen, oder Besuch von dorther zu empfangen. Ich sah den Nachen der uns hinüber führte, wir stiegen aus, der Nachen stieß wieder ab, und wir blieben allein. Nicht ganz allein. Die Liebe war mit uns herüber geflattert, Achtung und Gewohnheit

beschnittem ihr die Flügel, sie mußte hey uns bleiben.

Nun richtete ich unsere Wirthschaft ein. Dort wo die Gruppe von Bäumen steht, baute ich ein kleines Haus, meine Friederike legte einen Garten an, wir säten und pflanzten, begossen und erndteten. Dort auf der Wiese, die sich bis an das Ufer hinunter zieht, sollte das Vieh weiden, da sollten auch die Kinder spielen; aber daß ja keines von ihnen ins Wasser fällt! wir machen einen Zaun um die Wiese. — Lächelt nur — aber gönnt mir die Freuden, die meine Phantasie mir vorlügt — ich habe keine andern!

Wir kamen gegen Abend nach Mannheim.

Am 8ten.

Ich war diesen Mittag zu Iffland eingeladen. Ich war krank und konnte nicht hingehn. Da ich aber einmal durch seine Einla-

dung

dung gerechten Anspruch auf den Genuß seiner Unterhaltung hatte, so bat ich ihn um das Manuscript des Heyrathstages, und erhielt es. Ein vortreffliches Stück, ganz seines Verfassers würdig.

Abends wurde das Kind der Liebe aufgeführt. Ich gieng nicht hin, weil ich fest entschlossen bin, dieß Schauspiel nie wieder zu sehn, weil meine liebe liebe Friederike auf unserm Gesellschaftstheater die Amalie darinn gespielt hat, weil ich sie die Rolle damals selbst gelehrt habe, weil also die wehmüthigste Erinnerung mich bey jedem Worte foltern würde; und endlich, weil auch in dem Munde des Pfarrers einige Stellen vorkommen, die ich jezt nicht ohne die heftigste Rührung würde hören können. Ich blieb also ganz allein und widmete dem Andenken meiner Guttinn einen melancholischen Abend. Man hatte mir Bücher aus dem Buchladen gebracht, aber sie

blieben

blieben unangerührt; ich gieng im Zimmer auf und nieder, und schwärmte. Unter anderm beschwor ich mit Thränen den Geist meiner Friederike mir zu erscheinen. Meine Einbildungskraft spannte sich dabey so hoch, daß ich mich wirklich wundere, nichts gesehn zu haben.

Hernach machte ich den Entwurf zu einem Denkmal, welches ich ihr künftig in meinem Zimmer errichten will. Es waren sehr traurige, aber auch sehr fesselnde Stunden.

Am 9ten.

Heute erhielt ich Briefe von meiner Mutter und aus Reval, die meine Wunden wieder aufrissen. Meine Mutter schreibt mir, sie habe das kleine, neugebohrne Mädgen unter dem Bilde seiner Mutter taufen lassen. Ach! warum mußte sie mir das schreiben! —

In H—s Briefe aus Reval liegt ein Brief von seiner Frau, der besten Freundin

der

der meinigen, addreſſirt: „an meine liebe Friederike.“ Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, als ich die Addreſſe las. Ich habe meine Ruhe auf immer verloren!

Man ſandte mir heute ein Gedicht von unbekannter Hand, auf die geſtrige Vorſtellung des Kindes der Liebe, des Innhalts: die Kunſt habe die Natur auf ein Meiſterſtück eingeladen, und die Natur habe geantwortet: das müſſe von mir verfertigt, und von Iffland, Beck und der Wirthöft geſpielt werden. Dergleichen grobe Schmeicheleyen ſind unausſtehlich ekelhaft. Ueberhaupt iſt es ſonderbar, daß jeder der meine Bekanntſchaft macht, gleich meynt, er müſſe mit einem Lob meiner Stücke gegen mich debütiren. Muß man ſich denn einem Dichter immer mit vollem Maule nähern, wie den morgenländiſchen Königen mit vollen Händen? wenn die Leute nur wüßten,

wie

wie einem dabey zu Muthe, und wie jämmerlich verlegen man ist, immer die gewöhnlichen Gemeinsprüche herstottern zu müssen: „ich bitte gehorsamst! Sie erzeigen mir viele Ehre! Ihr Beyfall ist mir eine Aufmunterung u. s. w.“ Man glaube indessen ja nicht, daß mir die Achtung der Menschen gleichgültig sey; nur mit ihren Hofworten sollen sie mich verschonen.

Diesen Mittag machte ich die Bekanntschaft der Frau v. D. einer Dame von vielem Geist, in deren Hause ich speiste. Nur eine Probe ihres Witzes, weil diese zugleich eine sehr wahre Bemerkung enthält, die mancher wohl thun wird, sich zu Nutze zu machen. Man sprach davon, daß die Schauspieler auf der Bühne sich oft durch ein O! oder Ach! aushelfen. „Das ist ein dramatischer Stock, sagte ihr Gemahl, auf den sich die Herren ein wenig stützen.“

„Ein

„Ein dramatischer Prügel, versetzte sie, den die Zuschauer wacker fühlen müssen.“

Am 10ten

besahen wir den sogenannten Antikensaal. Der Benennung nach erwartete ich eine Sammlung von würklichen Antiken zu finden, es gieng mir aber wie einigen Einwohnern von Erlangen, die haufenweise ein Haus besuchten, an welchem geschrieben stand: Hier ist ein Elephant zu sehen! ein lustiger Student besas den Kupferstich eines Elephanten, welchen er den Neugierigen vorzeigte.

Der Antikensaal also enthält nichts als Abgüsse in Gips, die man gröstentheils auch in der Rostischen Kunsthandlung in Leipzig findet, und zwar weit besser als hier, doch haben mir Hercules, Laocoon, der berühmte Torso u. s. w. recht gut gefallen.

Ein gemeiner Kerl, welcher der hiesigen Academie zum Modell dient, gab sich das An-

ſchn uns herum zu führen und zu belehren. „Dort, ſagte er, ſteht auch Voltaire, der in „Paris geſtorben iſt.“

„Wer war denn der Voltaire?“ frug ich. „Er war ſo ein Poet, ein Rechtsgelehrter, der „nichts glaubte, aber wie es zum ſterben kam, „da glaubte er Alles.“

Wie viele Mühe ſich doch die Pfaffen gegeben haben, auszuſprengen, Voltaire habe ſich auf dem Todtenbette bekehrt.

Von hier giengen wir in die Bildergallerie, die ſehr ſchön iſt. Ach! ich ſuchte überall unter den vielen tauſend gemahlten Geſichtern, ein Geſicht das meiner Friederike ähnlich ſey; ich fand keines. — Dieſe Gallerie enthält beſonders viele Stücke aus der niederländiſchen Schule. Vorzüglich gefallen hat mir die Verſöhnung der Römer und Sabiner nach dem famöſen Weiberraub, von Rembrand wo ich nicht irre. Es iſt angenehm, daß die Na-

men

nen der Künstler hier immer über dem Rahmen des Bildes angebracht sind. Ich habe das weder in Dresden noch in Düsseldorf, Cassel und Sanssouci gefunden.

Abends gab man die Sonnenjungfrau. Iffland spielte den Oberpriester ganz vortrefflich, und gab dem Dichter einen Beweis, daß auch die größten Erwartungen noch übertroffen werden können. Auch Demoiselle Witthöft, ob sie gleich als Idali nur eine sehr kleine Rolle hatte, zeigte, daß eine große Schauspielerinn in jeder Rolle groß ist. Decorationen und Kleidungen waren geschmackvoll und prächtig. Nur weiß ich nicht, warum der Rolla eine Keule trug? ein Volk das solche Tempel baut, schlägt sich nicht mehr mit Keulen herum.

Am 11ten,

Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Strasburg. Ich hatte dieses Fuhrwerk, daß

ich nur vom Hörensagen kannte, theils aus Oekonomie gewählt, gröſtentheils aber, um mehr Zerſtreuung zu finden. Es waren bereits fünf Perſonen darinn, und da wir ein wenig ſpät kamen, ſo mußten wir mit den ſchlechteſten Plätzen vorlieb nehmen. Unſere Reiſegefährten waren:

No. 1. ein junger Kaufmann, der in alle Ecken des Wagens Champagner-Bouteillen geſtopft hatte, und ſehr geſund ausſah, weil er ſehr wenig zu denken ſchien.

No. 2. neben ihm ſas ein allerliebſtes Mädgen aus Landau, das deutſch und franzöſiſch ſprach, und gern mit ſich ſchwatzen ließ. Sie und Nummero 1. gaben ſich zuweilen für Mann und Frau aus. Da verſchiedene Kleinigkeiten zwiſchen ihnen vorfielen, die ich dem Leſer zu errathen überlaſſe, ſo hätte das freylich die Vermuthung, als wären ſie Eheleute, beſtätigen ſollen.; ſie waren es aber doch nicht.

No.

No. 3. Ein Officier aus der Mannheimer Garnison, der mir, trotz des Verbots in Diligencen zu rauchen, seinen Tabak oft ziemlich unverschämt ins Gesicht blies. Uebrigens schien er eine gute Haut, erzählte aber zuweilen langweilige Geschichten, worüber er von Nummero 4 geschraubt wurde.

No. 4. sah aus wie ein holländischer Prediger und hatte unstreitig den meisten Verstand unter unsrer Reisegesellschaft.

No. 5. Ein unbedeutendes, häßliches, stummes Frauenzimmer.

Der Officier belustigte mich, indem er mir erzählte, Herr von Kotzebue sey Tages vorher in Mannheim gewesen, und habe die Sonnenjungfrau spielen sehn. Er schwatzte noch Allerley von mir und meinen Schriften, da ihm aber Niemand darauf antwortete, so machte er das Gespräch allgemeiner, durch

einige Bemerkungen über die schlechte Beschaffenheit des Mannheimer Trinkwassers, wobey der Kaufmann lächelnd nach seinen Champagner-Bouteillen schielte.

Sehr belustigend war auch die Verlegenheit meines Bedienten. Zum Erstenmale in seinem Leben fuhr er mit mir in einem Wagen, sein Knie an dem Meinigen. Ueberhaupt war ihm das ganze achtsitzige Fuhrwerk, und das introduciren seiner kleinen Person in eine honette Gesellschaft, etwas so neues, daß man die Verwunderung deutlich auf seinen dicken Backen las. Ich habe ihn auf dieser Reise auch oft mit mir an einem Tische essen lassen, und gefunden, daß diese Art von Vertraulichkeit, oder Herablassung, wenn ihr es so nennen wollt, zwar wohl die Liebe der Bedienten zu ihrer Herrschaft vermehrt, ihnen auch ein gewisses Gefühl ihres Werths giebt, aber drum keinesweges die schuldige Ehrfurcht

schwächt,

ſchwächt, wenn man es nur darnach anfängt. Warum haben wir doch die gute, alte, patriarchaliſche Sitte in die Feſſeln eines albernen Hochmuths gezwungen?

Wir ſchliefen in Neuſtadt. Dieſe Reiſe, und die ganze Art zu reiſen, würde vielen Reiz für mich haben, denn die Gegenſtände ſind mir alle ſo neu, und die ſtarke Erſchütterung iſt meinem Körper ſehr zuträglich; die Witterung iſt angenehm, und die Luft ſo warm, daß ich recht fühle, wie wohl es mir thut: aber der Kummer meines Herzens verbittert mir jeden Genuß! immer foltert mich die Erinnerung: warum ich reiſe! warum ich ſo ohne Zweck und Ziel mich in der Welt herumtreibe! ich jage der Ruhe nach, die ich nie wieder finden werde!

Am 12ten

früh um vier Uhr fuhren wir weiter. Von unſern Gefährten war uns Niemand übrig geblieben,

blieben, als der Champagner Kaufmann, und das hübsche Mädgen. Um desto bequemer waren unsre Plätze.

Um 9 Uhr kamen wir nach Landau, wo die erste französische Besatzung liegt. Man gab uns nur eine halbe Stunde Zeit um zu frühstücken, und dieses Frühstück mußten wir auf einem Kaffehause suchen, und dieses Kaffehaus war sehr weit vom Posthause entfernt. Es ist eine alberne Einrichtung in Frankreich, daß man nirgends als auf den Kaffehäusern Kaffee trinken kann.

Wenn man auch nicht wüßte, daß man die Grenzen des französischen Gebiets betreten hat, so würde man es doch gleich an der affectirten Zierlichkeit merken. Auf dem Kaffehause, zum Beyspiel, darf kein Taback geraucht werden. Ich frug, wer den Saal frequentire? — Officiers. — Und die Herren Officiers rauchen nicht? — non Monsieur —

und können auch den Tabacksrauch nicht vertragen? — non Monsieur.

Nach einer halben Stunde mußten wir wieder fort. Wir hatten nunmehr die besten Plätze, denn auch das hübsche Mädgen blieb im Landau — Aber — o Jammer! — mit uns stiegen noch sieben Personen ein, Summa Summarum zehen. Ich gestehe, daß nie im ersten Augenblicke so ängstlich wurde, daß ich im Begriff stand, wieder auszusteigen und Extrapost zu nehmen; denn es sieht sogar lächerlich aus, wenn Einer über den Andern hersteigt, ihn drückt, tritt, quetscht, den Mantel beschmiert u. s. w. und wenn man meynt, nun wären sie alle da, und es könne kein Schooshund mehr Platz im Wagen nehmen, siehe da, so schiebt sich noch ein Kopf zur Thür herein, und wieder Einer, und noch Einer, daß man denken mögte, man sey zum Häring geworden, und solle eingesalzen wer-

den; aber es ordnet sich am Ende doch Alles, und in einer halben Viertelstunde sitzt man, wenigstens auf den hintern Plätzen, ganz bequem.

Unter unsern neuen Gefährten war der Maire eines benachbarten Dorfes, der gewaltig viel von seinem Office, von Decreten, Notables u. s. w. schwazte. Er war erst kürzlich gewählt worden, man hatte ihn hinter dem Pfluge weggeholt, um ihn an die Spitze der Völker zu stellen, und er that sich nicht wenig darauf zu gute. Es wurde viel Politik gesprochen. Es versteht sich, daß wir uns nicht darein mischten. So viel scheint gewiß, daß mit der neuen Einrichtung Niemand zufrieden ist, so sehr auch Jedermann der Revolution zugethan scheint. Der Baum gefällt ihnen, weil er so lustig heraufgeschossen ist, aber die sauern Früchte mögen sie nicht.

Als ich das politische Gewäsch satt hatte, ließ ich mich von dem angenehmen Schwätzer

Jean-

Jean Jacques unterhalten, den ich in der Tasche trug; und als es zu dämmern begann, da machte ich mein Buch zu, drückte mich in die Ecke, und öffnete das kleine Fenstergen neben mir. Die Diligence hat nämlich acht Fenster, eines an jeder Seite, eines forne, eines hinten, und dann noch vier kleine, kaum ein paar Hände groß, an den vier Ecken. Es war ein schöner Abend, der halbe Mond stand hell am Himmel, der größte Theil der Reisegesellschaft schlief, es war Alles still, ich fieng an zu schwärmen, hinüber in bessere Welten! ich suchte das Bild meiner Friederike, ich bat ihren Geist, sich unter die Bäume an der Landstraße zu stellen, und wenn ich ihn unter dem nächsten Baume nicht fand, so guckte ich immer vorwärts, um ihn in der Ferne zu erblicken, und wenn dann von weiten ein weißer Pfuhl in der Dämmerung mich täuschte, so klopfte mir das Herz hoch auf! —

war es Furcht! — o nein! die Erscheinung der Geliebten kann dem Liebenden nicht fürchterlich seyn. Es ist mein sehnlichster Wunsch, den Geist meiner Gattinn nur einen Augenblick lang zu sehn. Mein ganzes Leben gäbe ich für diesen Augenblick! denn er würde in Ueberzeugung verwandeln, was jezt nur Hoffnung ist: sie einst wieder zu finden! ihr einst wieder anzugehören!

Abends kamen wir nach Hagenau. Wir speisten in einem großen Saale, worinn acht gewaltige Tische standen, alle mit Leuten besezt, die da tranken, aßen und spielten. Manche waren auch betrunken. Es gieng sehr lustig zu, den Sonntag trug vermuthlich das seinige bey. Auch die Patrouille erschien einmal, ließ sich aber mit einem Glase Wein abfinden.

Ich frug einen Officier aus der Straßburger Garnison, einen unserer Reisegefährten,

ob diese, indem ich auf die Patrouille zeigte, die National-Uniform sey? — „Mon Dieu!“ sagte er mit einem spöttischen Tone: „haben „Sie die noch nicht gesehn? die findet man jezt in jedem Winkel.“

Aus dieser Antwort schloß ich, daß die Garde nationale und das eigentliche militaire noch sehr zweydeutig für einander gesinnt sind.

Auch erzählten einige Gardes am nächsten Tische, allerley gegen Offiziere verübte Heldenthaten und Prügeleyen, die sämmtlich auf Beschimpfung des Militair abzweckten. Unser Reisegefährte schwieg weislich zu alle dem, und ehrte durch sein Schweigen das Recht des Stärkern.

Am 13ten

früh um 6 Uhr fuhren wir weiter. Unsere Gesellschaft hatte sich um eine Person vermehrt, ein älterlicher Mann mit dem Ludwigs-Kreutze, einer Flinte und einem Jagdhunde,

der

der uns eine Menge Mordgeſchichten erzählte, welche ſeit kurzem in dieſen Gegenden vorgefallen. Er documentirte ſeine Erzählungen durch friſch aufgeworfene Hügel und hölzerne Kreutze, welche wir hin und wieder am Wege fanden. Da jezt Alles unbeſtraft bleibt, ſelbſt dann, wenn man die Thäter weiß, ſo kann das einem armen Reiſenden wenig Muth machen, ſeinen Weg fortzuſetzen. Doch was hat der noch zu fürchten, der Alles verlohr! —

Wir kamen gegen Mittag in Strasburg an, und ſtiegen im rothen Hauſe, an dem ſchönen Parade-Platze ab. Hier iſt ſchon Alles national. Eine Pharmacopée nationale habe ich im Vorbeyfahren bemerkt, und ſogar einen Chapelier national.

Mein Unſtern wollte, daß ich, als ich das Bureau der Diligence verließ, ehe ich noch das Wirthshaus erreichte, Zeuge eines unglücklichen Zufalls ſeyn mußte. Ein paar

wilde

wilde Pferde vor einem Karren, warfen ihren Führer ab, und wälzten und zertraten ihn eine ganze Straße lang. Es sah schrecklich aus. Ich wandte mein Gesicht ab, mir ward ohnmächtig zu Muthe; ich hörte nur noch hinter mir die gräßlichen Worte: il est mort (er ist tod.) Das Bild dieses Menschen hat mich den ganzen Tag nicht verlassen. Ach lieber Gott! habe ich denn nicht traurige Bilder genug in der Seele! —

Die Wache zog unter unsern Fenstern auf. Ihre Märsche waren allerliebst. Ein Marsch sollte aber eigentlich nie allerliebst seyn. Sie glichen mehr Arien als Märschen. Sehr französisch kam es mir auch vor, daß die Kanoniers zu ihren Uniformen Schuh und Strümpfe trugen, und zwar nicht einmal einerley Strümpfe.

Nachmittags besuchten wir den Buchhändler Herrn Amand König, einen höflichen, zuvorkom-

vorkommenden jungen Mann, dem ich hier für seine uneigennützige Gefälligkeit, meinen wärmsten Dank sage. Er läßt jezt eine französische Uebersetzung meiner Adelheid von Wulfingen drucken, deren Verfasserinn eine gewisse Madame de Rome in Paris ist. Diese Uebersetzung gab er mir mit nach Hause, um sie durchzublättern, und die Lectüre der französischen Adele de Wulfing hat mir viel Spas gemacht. Es ist Alles französirt. Am Ende entwickelt es sich, daß Adele eine fille substituée, eine Tochter von dem alten Mistivoi, und folglich nicht Theobalds Schwester ist. Die auffallenden Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu räumen, hat man nicht der Mühe werth gehalten.

Ich begreife überhaupt nicht, wie man erwarten darf, dieses Stück werde auf der französischen Bühne Glück machen. Herr K. aber behauptet, es komme eben zu rechter

Zeit,

Zeit, weil der Pfaffengeist darin gehäßig dargestellt werde. Die Zeit muß es lehren.

Auch Ht. K. trug die National-Uniform, die recht artig ins Auge fällt. Auf den Knöpfen steht: la loi et le roi. Ich frug ihn, ob der Roi etwa nur des Reims wegen da stünde?

Am 14ten

früh um 6 Uhr giengen wir mit der Diligence nach Paris, wo wir am 18ten des Abends um 6 Uhr ankamen.

Diese Reise war eine der unangenehmsten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Zwar gestehe ich gern, daß mein Trübsinn mir jetzt alles in schwarzen Flor gehüllt zeigt, und daß ich mich oft ärgere, wo ich vormals gelacht haben würde, aber Manches war doch auch würklich unausstehlich. Fürs erste: die gerühmte Bequemlichkeit der Diligencen ist erlogen, bedarf wenigstens einer großen Ein-

schränkung. Ja, wenn nicht mehr als vier, oder höchstens sechs Personen darin sitzen, dann lasse ich es gelten, aber sie ist für acht Personen gebaut, und wehe diesen acht Personen, wenn sie sich würklich finden! wehe ihnen, wenn sie auch nur mager sind! sterben müssen sie, wenn sie dick sind. Im Fond und rückwärts sitzen dann drey und drey, an jeder Thüre Einer. Daß die Menschen Beine haben, darauf ist gar keine Rücksicht genommen worden, Invaliden, denen Arme und Beine abgeschossen sind, würden sich so ziemlich darinn befinden. Man weiß durchaus nicht, wo man die Füße lassen soll, man findet kein Plätzgen das nicht schon von einem Paar Beinen occupirt wäre; man wird so lange getreten, die Leichdorn, die man etwa hat, dienen dem Nachbar so lange zum Schemel, bis man die Füße an sich zieht, wie ein fliegender Paradiesvogel. Natürlich hält man das auch

nicht

nicht lange aus, und man fühlt bald eine unaussteehliche Steifigkeit in den Gliedern, man kann kaum aussteigen, kaum gehen.

Eben so ist es mit Armen und Händen. Ein Schnupftuch aus der Tasche nehmen, ist eine Arbeit, die ohne großen Schweisverlust nicht vollbracht wird, und einem Beutelschneider sollte es schwer werden, in einer Diligence sein Handwerk zu treiben. Sitzt man im Fond oder rückwärts, so ist die Presse am unerträglichsten, wozu noch kommt, daß die Nachbarn links und rechts nicht immer reinlich aussehn, und ihre Haare oft verdächtige Spuren tragen. Sitzt man an der Thür, so ist man mit den Armen frey, aber übrigens noch unbequemer, und überdieß der Angst ausgesetzt, den Hals zu brechen, wenn die Thür nicht fest eingeklinkt ist.

Das Einathmen von so vielen fremden Ausdünstungen ist eine neue Quaal. Zwar sind sechs Fenster im Wagen, da man aber bey schlechtem Wetter nur Eines oder ein paar aufmacht, so ist das nicht immer hinlänglich. Sehr ängstlich ist es auch, daß man keine Thür von innen öffnen kann, man sitzt in einem Gefängniß, in einem Käfichte, aus welchem nur der Conducteur (so viel als in Deutschland Schaffner) befreyt. Da führt er so einen Wagen voll Menschen von einer Stadt zur andern, wie die Bauern einen Hünerkorb voll Hüner, und oft haben wir, wenn wir auch schon an Ort und Stelle waren, eine halbe Viertelstunde lang warten müssen, ehe es ihm gefallen hat, unser Loch zu öffnen. Diese Art Gefangenschaft hat mir manche Herzensbeklemmungen verursacht, denn ich kann nichts weniger leiden, als so eingesperrt zu seyn. Will man einmal p — ssen, so ist das

eine

eine schreckliche Weitläuftigkeit, ehe der Conducteur gerufen wird; ehe er die Hülferufende Stimme vernimmt; ehe er dem Postillion den Befohl still zu halten ertheilt; ehe er von seinem hohen Sitze herabsteigt, die Thür zu öffnen; ehe die sämmtlichen Gepreßten sich auf einige Augenblicke noch härter zusammenpressen, um den einen Nothleidenden hinauszulassen, wobey sie natürlich oft schiefe Gesichter ziehen; ehe die Bank aufgehoben wird, welche den Eingang verbollwerkt; ehe der Tritt heruntergelassen wird, auf welchem man zur Erde hinabsteigt: — nein, lieber hält man sein dringen Wasser drey Stunden länger an sich, und wagt Alles, ehe man sich entschließt, einen so gewaltigen Aufruhr zu erregen.

Es giebt viele Leute, die den Schnupfen für gesund halten. Wer ihn lange nicht gehabt hat, kann seine Wünsche in der Diligence sehr bald befriedigt sehen, denn da ein Jeder

ſein Geld bezahlt, ſo ſteht es auch natürlich einem Jeden frey, die Fenſter zu öffnen, wenn und wo er will, wenigſtens die, denen er am nächſten ſitzt, daraus entſteht denn oft ein ſo pfeifender Zugwind, daß ich mich wundere, wie ich ſo glücklich mit einem ſteifen Halſe entwiſcht bin.

Des Mittags ſpeiſt man ſchlecht und theuer. Verdammt fade Bouillons mit geweichtem Brode, unangenehm zu ſehen, und noch unangenehmer zu eſſen, völlig kraftloſes, gaſerigtes Rindfleiſch, Gemüſe an manchen Orten mit Oel gekocht, das iſt das herrliche Mittagsmahl, welches man ganz gewöhnlich mit einem halben Laubthaler bezahlt.

Die Servietten zu beſchmieren iſt hier unmöglich, weil ſie ſchon beſchmiert genug ſind. Ungeputzte Gabeln laden wahrlich nicht zum Aufgabeln ein, und Meſſer erhält man gar nicht, weil vorausgeſetzt wird, jeder Reiſende führe,

wie

wie die Bauern und Metzger in Deutschland, ſein Meſſer in der Hoſentaſche, ſchlage es auseinander, wetze es ein paarmal auf der glänzenden, ſchwarzledernen Hoſe, und haue ſodann ein. Der Wein iſt noch das beſte, ungeachtet es nur ein gewöhnlicher Landwein iſt. Man trinkt ihn überall aus Biergläſern und das gefällt mir auch nicht. Gern würde ich für ein gutes Stück Rindfleiſch und einen kräftigen Braten das Deſert ſchenken, welches jede Mahlzeit, auch in der ſchlechteſten Herberge, beſchließt, und aus allerley trockenem, elendem Backwerk, Kaſtanien und Früchten beſteht. Beſonders habe ich in meinem Leben nichts unſchmackhafters gegeſſen, als eine Art Backwerk echaudé genannt. Es ſchmeckt wie ſehr dicke Luft.

Weit unbequemer iſt die Reiſe freylich noch, wenn ſie im Winter geſchieht. Man findet nirgends Oefen, nirgends geheizte Zim-

mer. Man wird sogleich in die Küche geführt, wo ein gutes Kaminfeuer brennt. Wer glücklicherweise unter den ersten Eintretenden ist, und überhaupt sich auf das Herzudrängen versteht, nun der kann das Vergnügen genießen, seinen H— oder sein Vordertheil zu wärmen, denn beydes auf einmal ist nicht möglich, und das ist wieder ein neuer Vortheil für die Schnupftuchliebhaber, so wie auch der Fußboden diesen seltsamen Leuten nicht wenig zu statten kommt, da er nirgends gedielt, sondern überall mit Backsteinen ausgelegt ist, welche eine kalte Nässe schwitzen. Dieser Schweiß ist es jedoch nicht allein der die Fußböden netzt, sondern man findet in jeder Küche noch so viel nebenher gegossen, gespuckt, gespuckt, von Hunden gep—t, daß man seines Gleichgewichts ziemlich gewiß seyn, oder das Schlittschuhfahren gut verstehen muß, um sicher darauf zu wandeln.

Zwey Stunden hält sich die Diligence des Mittags auf, auch des Nachts soll sie eigentlich immer still liegen; da aber im Winter die Wege schlechter sind, und sie doch auf den bestimmten Tag in Paris eintreffen muß, so geht sie dann oft die ganze Nacht durch, oder bleibt doch wieder nur wenige Stunden, zu wenig um auszuruhen, oder sich schlafen zu legen, und doch genug um sich zu langweilen, wenn man nicht etwa Lust hat, gegen die gewöhnliche Lebensordnung zu verstossen; und, gleich den meisten Reisenden, mitten in der Nacht zu essen und zu trinken.

Trifft sichs aber auch, daß dem Passagier eine Zeit von fünf oder sechs Stunden zur Ruhe vergönnt wird, so muß er doch ein wenig Hexerey verstehen, wenn er wirklich ruhen will. Denn nun führt man ihn in eine eiskalte Kammer, in welche überall der Wind pfeift, man weist ihm ein Bette an, mit den

gröbſten Lakkachen verſehn, zu den Füßen hoch aufgeſchüttelt, in der Mitte am tiefſten, und unter dem Kopfe ſehr niedrig. Gelingt es einem müden Pilger, trotz alle dem ein wenig zu ſchlummern, ſo wird ihn bald, entweder das Getöſe der ſchwärmenden Reiſegeſellſchaft, oder der Wind der im Kamine heult, wieder wecken.

Am ſchlimmſten iſt ein armer, mit ſeiner Geſundheit entzweyter Menſch daran, der ſich etwa gewöhnt hat, gewiſſen unterirrdiſchen Gottheiten, die einſt bey den Römern in groſſem Anſehn ſtanden, jeden Morgen ſein Opfer zu bringen. Das ewige Rütteln des Fuhrwerks wird ihm Verſtopfungen verurſachen; iſt er etwa gewohnt dieſe durch eine Taſſe Kaffee und eine Morgenpfeife zu bekämpfen, ſo wird ihm entweder gar keine Zeit dazu geſtattet, oder, geſetzt auch, er bricht ſich von ſeiner nächtlichen Ruhe eine Stunde ab, ſteht

eine

eine Stunde früher auf, als alle andere, um dieses große Bedürfniß zu befriedigen, dessen Vernachläßigung, wie Montaigne sagt, einen Seneca zum Narren machen kann; wo soll er Kaffee hernehmen? im Hause giebt man ihm keinen, er muß ihn auf dem Kaffehause bestellen, aber auf dem Kaffeehause steht man so früh nicht auf, und verspräche man gleich Trinkgelder über Trinkgelder, le garçon oder la fille werden sich des Abends zu allem anheischig machen, und des Morgens nichts haben. Man reist also nüchtern wieder ab, und schleppt die drükende Bürde wider Willen mit sich herum.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung der Diligencen, deren Gemählde ich sehr treu entwarf, komme ich nun auf das Detail unserer Mühseligkeiten, die uns insbesondere betrafen. Unsere Gesellschafter waren theils solche, die von Strasburg aus bis Paris mit uns

reisten;

reisten; theils solche, die sich unterwegens aufsetzten, bis zu dieser oder jener Stadt mitzufahren, und also nur ab- und zu-giengen. Die ersteren waren

1) ein Kaufmann aus G—, der, weil er sich selbst so außerordentlich genug schien, auch allen andern Menschen genug zu seyn glaubte, der Alles zu wissen, überall gewesen zu seyn affectirte, und der uns immer gute Lehren gab, wie wir uns da und dort zu verhalten, was wir da oder dort zu sehen hätten. Er besaß unter andern den Ton sehr gut französisch zu sprechen, machte den Franzosen ihr Schnarren und Ziehen nach, und immer stach der G— sich thüringische Dialect durch. Ueberdieß alles hatte er die unausstehliche Gewohnheit, auf Alles was man sagte wie? oder plait-il? zu antworten, ohngeachtet er nicht taub war; und wenn einmal ein elendes, frostiges Späßchen unter seine

Zähne

Zähne fiel, so zermalmte er es so lange, bis es so ekelhaft wurde, wie der Trank den sich die Südseeinsulaner aus Yamswurzeln kauen. So hatte man, zum Beyspiel, einem aus der Gesellschaft, dessen ich nachher erwähnen werde, den Beynahmen Monsieur le Baron gegeben, und nun that unser Herr R— nichts anders, als immer von Zeit zu Zeit, wenn niemand mehr daran dachte, ausrufen: Monsieur le Baron! ich habe zwar meistentheils die Barons langweiliger gefunden als ihre Titel, aber diesmal war es umgekehrt.

2) Ein Flammänder Namens B— der seit zwölf Jahren in Petersburg wohnt, mit einer vollständigen Kalmuckenphysiognomie. Nie habe ich einen Menschen gesehn, der immer saufen, immer lachen, immer Zoten reissen konnte, wie dieser. Er führte viel Ungeziefer bey sich, und sang Chansons wenn es ihn juckte. Er war es den Nummero 1.

Monsieur le Baron nannte. Der Ursprung dieses traurigen Spaßes ist mir verborgen geblieben.

3 et 4) ein paar ehrsame Bürger aus irgend einer kleinen Stadt in Lothringen oder im Elsaß. Der eine von beyden, ein dickes Mensch, dessen Mund nach der Nase hinauf einen halben Cirkel formirte, (welches ein untrügliches Kennzeichen des Hochmuths ist,) war gleichsam der Mentor des andern, der ein braunes, verwegenes, stark mit Bart verziertes Gesicht hatte. Wenn er das Maul aufthat, und es wagte in den geringfügigsten Kleinigkeiten anderer Meynung zu seyn, als der Dicke, schwubs! hatte er einen Hieb von dem Dicken weg. Sie gaben zu verstehen, daß sie in öffentlichen Geschäften reisten. Vermuthlich hatten sie etwas bey der Nationalversammlung anzubringen, und der Dicke sollte die Rede halten, denn er lehnte sein Haupt

oft

oft mit geschlossenen Augen an das eine Fenstergen und bewegte die Lippen.

5) Ein Officier von der Nationalgarde, von dem sich weiter nichts sagen läßt, als daß er immer einer der Ersten vor dem Kamine war, sich hinten und forne zu wärmen.

Außerdem fuhren noch abwechselnd verschiedene Menschen mit uns. Unter andern in Nancy ein Jude, der jeden Morgen im Wagen, den Gebräuchen seiner Religion gemäß, sich den Arm aufstreifte, diesen und den Kopf mit allerley Dingen bewickelte, und dann, ohne sich im geringsten um uns zu bekümmern, sein Gebet herbabbelte.

Ein junger Officier, der auch einige Stationen weit mitfuhr, rieb sich beständig an diesem armen Menschen auf die ungeschliffenste Weise. F— war immer sein drittes Wort. Avouez que tous les Juifs sont des f— coquins. Dergleichen Galanterien machte

er

er ihm alle Augenblicke. Ich konnte endlich meinen Unwillen nicht länger unterdrücken. Ich ließ ein Wörtgen davon fliegen, daß es unanständig sey, einen Menschen anzugreifen, der sich nicht vertheidigen könne, und setzte hinzu, ich sey überzeugt, es gebe auch sehr brave Leute unter den Juden. Der Officier sah mich mit großen Augen an, die mir sehr deutlich sagten: „Aha! der Herr ist vermuthlich auch ein Jude.“ Mein guter Wille hätte mir einen verdrüßlichen Handel zuziehen können, aber zum Glück hatte der Officier, wie gewöhnlich, mehr Maul als Herz, und er schwieg, ließ auch von nun an den Juden mehr in Ruhe. Dieser schien indessen, wie die meisten, sein Schicksal zu verdienen, da er weder für die Beleidigungen jenes rohen Martissohnes, noch für mein menschlicheres Benehmen dabey, Sinn zu haben äußerte.

Die

Die übrigen, welche ab- und zuflogen, verdienen keine Erwähnung. Sie haben nichts gethan, als uns noch mehr gedrückt, im phyſiſchen und moraliſchen Verſtande.

Wir giengen den erſten Tag über Saverne nach Phalsbourg, wo wir zu Mittag ſpeiſten. Dann über Sarbourg nach Blammont, wo wir einige Stunden der Nacht verweilten.

Am 15ten

über Luneville und St. Nicolas nach Nancy, wo wir des Mittags eintrafen. Hier war mir ſchon die ganze Diligence ſo äuſſerſt unausſtehlich und läſtig geworden, daß ich beſchloß, ſie wenigſtens auf vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen. Gern hätte ich gleich Extrapoſt genommen bis Paris, aber wir hatten uns einmal in Strasburg auf drey Plätze der Diligence einſchreiben laſſen, und hätten 12 Louis neufs umſonſt bezahlen müſſen.

Ich gieng alſo mit meinem Reiſegefährten und meinem Bedienten in einem Cabriolet nach Toul, wo wir uns gütlich thaten, und erſt am andern Morgen weiter fuhren. Die Diligence war freylich unterdeſſen um ein gutes Stück vorgerückt. Wir giengen über St. Aubin, Barleduc und Vitry nach Chalons ſur Marne, wo wir

am 16ten

um 10 Uhr des Abends, das Unglück hatten ſie einzuhohlen.

Wahr iſt es, die Extraposten ſind hier zu Lande gewaltig theuer, und die Einrichtung iſt mir durchaus unerklärbar. Wenn man in Deutſchland drey Pferde bezahlt, ſo ſpannt der Poſtmeiſter das vierte Pferd oft gratis an. So iſt es auch in Rußland und Pohlen. In Frankreich umgekehrt. Bezahlt man drey Pferde, ſo werden zwey angeſpannt, deren jedes 25 Sous die Meile koſtet. Iſt man

aber

aber so unglücklich, durchaus drey Pferde zu seinem Fortkommen zu gebrauchen, so muß man jedes Pferd mit 30 Sous bezahlen. Mich dünkt, der Billigkeit gemäß, sollte der Preis fallen, jemehr Pferde man braucht und bezahlt. Da wir keine eigne Chaise hatten, so mußten wir noch überdieß durchgehends die kleine unbequeme Postkalesche für ein Pferd bezahlen; also vier Pferde und zwey gab man uns. In Vitry sagte man uns, man habe keine andere Postkalesche, als eine die etwas schwer sey, wir würden uns also gefallen lassen noch ein Pferd mehr zu bezahlen. Wir thaten es, und man spannte uns ein Pferd weniger vor. Als wir uns darüber beschwerten, sagte der Maitre de poste: Messieurs, c'est une grace qu'on Vous fait, puisqu'il falloit payer 30 Sous par lieue. (Meine Herren man erzeigt Ihnen noch eine Gnade, weil Sie eigentlich 30 Sous für die Meile bezahlen

müßten). Ich antwortete ihm, ich hätte immer viel von der Politesse der französischen Nation gehört, nachdem er mir aber eine Gnade von fünf Sous für die Meile erzeigt habe, müsse ich billig daran zweifeln.

Man fährt hier eben so schnell als in Rußland. Ob man aber noch lange so fahren wird, ist eine andere Frage, da seit der Revolution sich niemand mehr um die Wege bekümmert, und sie folglich täglich schlechter werden.

Am 17ten

des Morgens, ließen wir uns wieder in unser Gefängniß pressen, und nach Epernay kutschen, wo der vortreffliche Champagner wächst. Auch auf mich würde vielleicht dieser Göttertrank seine erheiternde Würkung nicht verfehlt haben, hätte nicht ein Zufall mich in mein Nichts zurückgeschleudert. Verschiedene Durchreisende nämlich hatten die Wände

des

des Spiſeſaals mit Verſen und Namen beklecksſt, und unter andern erblickte ich, in einem Winkel am Fenſter ein verſchlungenes F. E. und ein Kreutz dabey.

F †

Weg war das bisgen Laune, welches der Wein erkünſtelt hatte. Ich fiel in den düſterſten Trübſinn. Dieſe Buchſtaben und das ſchauerliche Kreutz, ſchienen mir einen Vorwurf zu machen, daß ich noch Sinn haben könne, für die Freuden des Weins, da die Freuden der Liebe auf ewig für mich verlohren ſind. Wer nie in einer ähnlichen Lage war, der wird lächeln, wenn ich ihm ſage, daß ich den Geiſt meiner Gattinn um Vergebung bat, Wein getrunken zu haben. — O Gott! was wird aus mir werden, wenn der geringfügigſte Zufall im Stande iſt, mein Herz ſo gräßlich zu zermalmen.

unser Nachtlager war diesesmal in Chateau Thierry, wo wir schon um achs Uhr des Abends ankamen, und bis um drey Uhr des Morgens verweilten.

Ich ließ mir sogleich ein eignes Zimmer geben, und Kaminfeuer machen, weil meine Laune jezt und nie wieder mit der rauschenden Lustigkeit meiner Gefährten stimmte Sie giengen zum Essen und Trinken, und ich in meinem einsamen Zimmer auf und nieder, um mich mit meiner lieben Friederike zu unterhalten. Draussen wütete gerade ein Sturm, noch hörbarer in dem Zimmer welches ich bewohnte, da Chateau Thierry überhaupt hoch liegt. Das Prasseln des Feuers, und das ewige Knarren der Thür, vereinigten sich mit dem Heulen des Sturms. Es waren ein paar süße, melancholische Stunden. Denn wenn ich so allein bin, so ist Friederike immer bey mir, ich rede mit ihr als sey sie gegenwär-

tig,

tig, und erzähle ihr Alles was ich auf dem Herzen habe. Ach! vielleicht iſt ſie auch gegenwärtig! vielleicht umſchwebt ſie mich als mein Schutzgeiſt! — aber warum erſcheint ſie mir nicht auf einen Augenblick mich ihres Daſeyns zu verſichern? — ich habe ſie an dieſem Abend wieder ſo herzlich darum gebeten.

Chateau Thierry iſt der Geburtsort des liebenswürdigen la Fontaine. Das hat mich weit mehr intereſſirt, als die berühmte, über Bergen ſchwebende Brücke bey Nancy.

Dieſe Nacht war wieder ganz ſchlaflos, und hätte es ſeyn müſſen, auch ohne die Unruhe meines Gemüths, denn ein ſolches Heulen des Sturms hörte ich noch nie. Es war als hätte Boreas ſeinen Schlauch in unſerm Zimmer geöffnet.

Am 18ten

verließen wir Chateau Thierry, waren Mittags in Meaux, und kamen endlich Abends nach sechs Uhr, Reisens- und Lebenssatt nach

Paris.

Unendlich leid that es mir, daß es schon dunkel war. Doch machten die niedlich aufgepuzten und erleuchteten Kramläden zu beyden Seiten der Straße, eine angenehme Würkung. Die Gewohnheit, überall mit großen Buchstaben den Namen und das Gewerbe des Bewohners an die Häuser zu mahlen, gefällt mir sehr; man findet sie, sobald man die französische Grenze betritt. Zugleich führen die meisten Häuser Schilder, und — ein sonderbarer Zug der französischen Prahlerey — fast immer ist etwas Gold dabey angebracht. La pomme d'or. La boule d'or. Au Lion d'or; à la Clef d'or u. s. w. Ehemals hielt man den Geschmack unserer Voreltern an

bunten

bunten Farben für das Zeichen der Kindheit eines Volkes. Sollte der Geschmack am Golde nicht vielleicht das Greisen-Alter eines Volkes bezeichnen, das wieder in Kindheit zurückfällt? Das Wort or wird indessen jetzt zuweilen von dem Worte nation und national verdrängt, welches sie überall hinkleckſen. So sah ich vor einigen Tagen sogar ein Haus mit der Ueberschrift: traiteur de la nation. Den Henker! dachte ich, es soll dir sauer werden, das ganze hungrige Volk zu tractiren.

Am 19ten.

Wäre ich nicht im Mittelpuncte aller Zerstreuungen, so würde der heutige Tag mir sehr traurig verfließen, denn es ist der Stiftungstag unsers Liebhabertheaters. Heute ist in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum Erstenmale dort gespielt, meine theure Friede-

nike machte die Amazilli, der Kranz im Haar stand ihr so gut — o Gott! welch' eine schmerzliche Rückerinnerung!

Wir giengen gegen Mittag ein wenig im Palais royal spazieren. Schulz hat es sehr gut beschrieben, ich sage also nichts mehr davon. Es hat einen angenehmen, aber keinen grossen Eindruck auf mich gemacht. Das schöne Gebäude der Buden in Petersburg giebt ihm wenig nach.

Ein Mensch lud uns im Vorbeygehn mit großem Geschrey ein, einen homme sauvage. (wilden Mann) und eine jeune Alsacienne für 12 Sous zu sehn. Der homme sauvage, der Gott weiß auf welcher Insel gefangen worden seyn sollte, war eben so wenig sauvage als ich. Er war ein schöner Kerl mit einer Christusphysiognomie, der sich einen schwarzen Bart hatte wachsen lassen, und übrigens in einem lächerlichen Aufputze erschien. Im

Haar

Haar trug er einen Kranz von künstlichen Blumen, und am Körper nichts als ein Netz von Bindfaden in weiten Maschen gestrickt. Seine ganze Wildheit bestand darinn, daß er Steine fraß, wie es bekanntlich mehrere Menschen giebt. Er zermalmte die Kiesel mit den Zähnen, sperrte das Maul weit auf um uns die kleingekauten Steine sehen zu lassen, schluckte sie hinter, und ließ uns dann auf seinem Unterleibe trommeln, wo wir ein ansehnliches Depot von Steinen konnten klappern hören. Betrug schien es mir nicht zu seyn. Der einzige Betrug war, daß er sich stellte, als könne er nicht sprechen.

Hierauf erschien die junge Elsasserinn, ein Mädgen von ungefähr zwölf Jahren, geschminkt wie ein Weyhnachtslärvgen, übrigens schmutzig wie ein Ferken, die uns allerley alltägliche Kunststücke auf dem Drate vor-

vor machen wollte. Ich verbat mir das, zahlte meine 12 Sous, und gieng.

Ein anderer Schreyer machte uns aufmerksam auf den Saal voll Wachsfiguren in Lebensgröße, der würklich sehenswerth ist. Der König, die Königinn, der Dauphin mit seiner Schwester, la Fayette, Bailli, Voltaire, Rousseau, Franklin, die berühmten beyden Gefangenen, die in ihrer Gefangenschaft so interessant, und außer derselben so langweilig sind, ich meyne Trenk und la Tude, die indianischen Gesandten die einst hier waren, Madame du Barry schlafend und halbnackend, Maria Theresia, Clermont Tonnerre, und Gott weiß wer sonst noch Alles, stehen hier in ausserordentlicher Aehnlichkeit, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. — Was gäbe ich nicht darum eine solche Abbildung meiner Friederike zu besitzen! — Bin ich nicht ein Thor! als ob

ihr

ihr Bild in meinem Herzen nicht weit lebendiger stünde, als der Künstler es nachzubilden vermag. — Aber doch! — ich würde die Figur neben mich an den Tisch setzen, wie die Egyptier ihre Mumien, welches, im Vorbeygehn gesagt, mir eine vortreffliche Gewohnheit zu seyn scheint.

Lächeln mußte ich darüber, daß Rousseau und Voltaire so friedlich beysammen an einem kleinen Tischgen saßen, und sich ganz gelassen etwas vorzudemonstriren schienen.

Es ist unterhaltend, sich auf den Kaffehäusern im palais royal herum zu treiben. Allenthalben hängen Affichen, Annoncen, Avertissements, die mit unter sehr drollig sind. Zum Beyspiel: es bot sich auf einem kleinen demüthigen Zettel in Octav ein Bedienter an, der ausser seiner Muttersprache, dem französischen, auch noch deutsch, italiänisch

nisch und englisch verstehe, friséve, rasire, koche, die Pferde striegle, ein Cabriolet kutsche &c. &c. — Ich mögte wissen, was er unter dem et cetera noch verstehen konnte.

Von Freyheit, und allem was dahin gehört, wird hier und überall bis zum Ekel geschwazt. Unser Peruckenmacher, der auch ein Mitglied der Nationalgarde und ein gar eifriger Democrat ist, nennt den König nicht anders, als le pauvre homme, und die Königinn la Coquine, la miserable femme du roi; und wenn er bey guter Laune ist: la femme de Louis XVI. und wenn er bey spöttischer Laune ist: la femme du pouvoir exécutif. Ueberhaupt erlaubt man sich, laut zu sagen: es sey Jammer und Schade daß man die Königinn nicht am 6ten October umgebracht, da man doch schon so nahe dabey gewesen.

Das Volk iſt in Unruhe, der Kaiſer Leopold werde Truppen in Frankreich einrücken laſſen. Man hat der Königinn, ſo ſagt man, einen Zettel unter die Serviette gelegt, worauf gedroht wird, ihren Kopf ihrem Bruder auf einer Pike entgegen zu tragen, wenn er es wage, die franzöſiſche Freyheit anzutaſten.

Vor einigen Tagen gab es in der Oper einen fürchterlichen Auftritt. Man ſpielte Iphigenie. Bey dem Chor: chantons, celebrons notre reine! (laßt uns preiſen unſere Königinn!) applaudirte die Herzoginn von Biron, und noch einige andere in den benachbarten Logen. Man rief bis! bis! welcher Zuruf ſonſt in der Oper nie gewöhnlich ſeyn ſoll; und als der Schauſpieler es würklich wagte, das Chor wiederhohlen zu laſſen, warf ihm die Herzoginn einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Schon genug und überſatt,

um das Volk in Wuth zu jagen. Man schrie, man lärmte, man nahm sich die Freyheit der Herzoginn den Ehrentitel Catin beyzulegen, alles stürzte hinaus, kaufte und raubte, Orangen, Aepfel und Birn, harte und weiche. Die ganze Loge war in einem Augenblicke mit Obst, die arme Duchesse mit blauen Flecken bedeckt, und konnte noch froh seyn, daß ein Messer, welches mit herauf flog, sie nicht traf. Einige unter dem Haufen, mehr muthwillig als boshaft, hatten Ruthenbündel mit herein gebracht, um ihr vor den Augen des ganzen Publicums einen derben Schilling zu geben. Sie hatte so viel Geistesgegenwart den Pöbel austoben zu lassen, und bey alle dem ganz ruhig zu bleiben. Verließ sie die Loge, so zerriß man sie im foyer; wagte sie ein beleidigendes Wort oder Geberde, so zerriß man sie in der Loge.

Es ward endlich wieder ruhig. Die Herzoginn ließ alle die Aepfel, Birn und Orangen

gen sammeln, vergaß nicht das Messer beyzulegen, und übersandte das ganze Bündel dem Marquis de la Fayette, wobey sie ihm sagen ließ: er sehe hier des preuves frappantes *) de la liberté française, und sie bitte ihn, Alles dieß in ihrem Namen auf dem Altar der Freyheit nieder zu legen. — Sie soll gleich darauf Paris verlassen haben.

Der Schauspieler Ehné mußte am andern Tage das Publicum demüthig um Verzeihung bitten, und den erhaltenen Lorbeerkranz öffentlich mit Füssen treten.

Beweise von dem Uebermuth der Nation kann man täglich sammeln. Der Fiacre, der uns gestern Abend in das hotel d'Angleterre et

*) Dieß Wortspiel läßt sich kaum übersetzen. Allenfalls: treffende Beweise der französischen Freyheit.

et de Ruſſie brachte, wo wir wohnten, nannte meinen Reiſegefährten im Geſpräch mon ami. Dieſer antwortete ihm lächelnd: „glaubſt du im Ernſt daß ich dein Freund ſey?“ — Ah ba! ſagte der Fiacre: nous ſommes tous égaux! (wir ſind einander alle gleich.)

Auch unſer Lohnlaquay, der uns heute einen Wagen hielte, um in die Oper zu fahren, bat uns ſans façon um Erlaubniß, ſich mit hinein ſetzen zu dürfen, weil das Wetter ſchlecht ſey.

Die Oper hat mir gefallen und weiter nichts, hundert Nebendinge aber haben mir ſehr miſſfallen. Als wir um fünf Uhr dahin kamen, war das Haus ſchon ganz voll, und wir bekamen mit Mühe noch Billets auf den Balcon, das heißt: in eine Art von großer Loge, an den beyden Seiten des Theaters.

Ein

Ein solcher Platz kostet 10 Livres, also ein halber Louisd'or, das finde ich theuer. Und wenn wir wenigstens dafür einen guten Platz gehabt hätten; aber nein! auch hier war es bereits ganz voll, und wir mußten froh seyn, ungefähr die Hälfte der Bühne übersehen zu können.

In den Logen rings umher glänzen viele, sehr viele, größtentheils künstliche schöne Gesichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Gesicht, das den vollen Ausdruck der Güte so in jedem Zuge trug, als das ihrige.

Ein junger höflicher Mann, der neben mir stand, zeigte mir eine gewisse Madame Gouverné, von der er mir sagte, sie sey das schönste Weib in Paris. Er mogte Recht haben. Sie schien auch mir außerordentlich schön, und hatte viel von der sanften Grazie, ohne welche kein Weib in meinen Augen schön ist.

Man gab les pretendus, Opera Comique. Musik und Sänger waren vortrefflich, und, was man bey unsern deutschen Operisten vermißt, sie spielten auch alle sehr gut. Den Beschluß machte ein Lieblingsballet des hiesigen Publikums in drey Aufzügen: Psyche. Der Total-Eindruck davon war bey mir nicht stark, aber einzelne Stellen und Maschinen haben mir außerordentlich gefallen. Psyche, oben auf dem schroffen Felsen, vom Zephyr in einer Wolke fortgetragen, die, als sie schon dem Auge entrückt war, noch einen lichten Schein hinter sich ließ; Psyche an der Toilette, wo die Liebesgöttergen allenthalben gleichsam hervorwuchsen; Psyche als Schülerinn der Terpsichore; das Alles hat theils stark auf meine Sinne, theils sanft auf meinen innern Sinn gewürkt. Vom Tanzen, das heißt, vom bloßen Springen und Herumdrehen, und Arme und Beine aufheben, bin ich kein grosser Lieb-

Liebhaber, daher hat auch ſogar Veſtris als Amor mit ſeinem Solo und pas de deux mich kalt gelaſſen. Hingegen gefiel mir ſehr das leichte Schweben des Zephyrs, der würklich mehr zu fliegen als zu gehen ſchien. — Der Hercules ſah gerade aus wie der Steinfreſſer von dieſem Morgen. — Einiges war mir zu gräßlich für ein Ballet. Zum Beyſpiel das Herumwälzen und Herumzereren der Pſyche in den Armen von einem Dutzend Teufeln, ihr Herabſtürzen von einem hohen Felſen in den brennenden Phlegeton u. ſ. w. Die Tänzerinn, welche die Pſyche darſtellte, war ein reizendes Geſchöpf, und konnte ſo viel Unſchuld heucheln, als ſey ſie in ihrem Leben nicht Tänzerinn der großen Oper in Paris geweſen.

Ob das ganze Spectakel einen halben Louisd'or werth war, darüber bin ich noch nicht mit mir ſelbſt einig; daß ich aber das Nachſpiel nicht für 10 Louisd'or wieder mit-

ſpielen mögte, das weiß ich gewiß. Eine halbe Stunde warten zu müſſen, ehe die Menge ſich verlaufen habe, darauf waren wir gefaßt; aber ach! ſchon anderthalb Stunden hatten wir uns im Foyer gelangweilt, ehe das Gedränge dünner wurde, und wir es wagten unſern Bedienten zu ſuchen. Dabey ſtanden wir von allen Seiten den ſchrecklichſten Zugwind aus, und retirirten wir uns in eine Loge, ſo jagte uns der Geſtank der ausgelöſchten Lichter und Lampen wieder heraus. Zum Unglück konnte der Laquay keinen Fiacre finden, und das verlängerte unſere Quaal. Ein kalter Schneewind durchpfiff uns am Eingang. Ich armer hypochondriſcher Menſch ſah mich im Geiſt ſchon am Rande des Grabes.

Endlich kam ein Wagen, und ein neuer Zug von der Impertinenz des franzöſiſchen Pöbels, preßte mir ein Lächeln von den erfror-

kornen Wagen. Es näherte sich mir nemlich ein Savoyard, und verlangte ein Trinkgeld dafür daß er den Wagen geholt habe. Ich sagte ihm, das habe ja mein eigner Bedienter gethan. Der Savoyard versicherte das Gegentheil, und der Laquay gestand endlich, er habe, um seine Strümpfe nicht zu beschmutzen, den Savoyarden an seiner Stelle geschickt. Ich sagte ihm, daß er meinetwegen schicken könne wen er wolle, aber auch selbst bezahlen müsse. Das that er denn auch nach einigem Widerstand, und wir traten unsere Fahrt an.

Kaum waren wir einige Schritte vorwärts gekommen, als eine klägliche Stimme uns anhielt, und der Fiacre bat, ob wir nicht dem Monsieur da drauffen erlauben wollten, den vierten Platz im Wagen einzunehmen (denn auf den dritten hatte sich abermals der

Herr Lohnlaquay gepflanzt) da sein Weg auch nach dem palais royal gehe. Wir willigten sehr gern ein, und es stieg ein gutgekleideter Herr zu uns in den Wagen, der mit französischer Leichtigkeit Bekanntschaft machte, und in einer Viertelstunde von der Sonne bis zum Ysop der an der Wand kriecht sprach.

Wir äußerten Verlangen, einer Assemblée nationale und ihren Debatten beyzuwohnen. Er sagte uns, man werde nicht ohne Billet eingelassen, er selbst aber sey députés à l'assemblée nationale, und werde sich daher ein Vergnügen daraus machen, uns Billets zu verschaffen, welches Erbieten wir mit vielem Danke annahmen. Noch weiß ich nicht, wer der höfliche Mann war, denn es ist eine von meinen Schwachheiten, daß ich Niemand um seinen Namen fragen kann, so wie ich mich auch selbst höchst ungern nenne. Indessen

dessen habe ich ihm meine Adresse gegeben, und hoffe also mehr von ihm zu hören.

Unser Landsmann Schulz steht hier im Hause, wo auch er wohnte, noch in gutem Andenken, wie überall wo er gewesen ist. Die Wirthin sowohl, als unser Perruckenmacher, der auch ihn frisirt hat, nennen ihn bon enfant, und glauben vermuthlich einem Deutschen eine große Ehre durch diese Benennung zu erzeigen.

Am 20sten.

Blech, Leder und Papier, sind schon oft in der Noth zu Münzen ausgeprägt worden. Hier findet man jezt kein anderes Geld, als Papierlappen, Assignate genannt, mit des Königs Bildniß. Die geringsten sind von 200 Livres.

„Was soll ich damit machen?“ frug ich heute meinen Banquier, Monsieur Perregaux, der mir einen Wechsel von ein paar tausend Livres in dieser nicht klingenden Münze auszahlte. Er zuckte die Achseln. „Wir haben nichts anders!“

Das ist traurig!

„Sehr traurig mein Herr!“ und damit ließ er mich laufen. Ich verliere fünf Procent beym Wechseln, und wechseln muß ich doch, da es tausend kleine Ausgaben giebt, die geringer sind als 200 Franken. Nun verstehe ich die Savoyarden, die mir seit einigen Tagen zu Dutzenden am Eingang des palais royal entgegen geschrieen haben: voulez vous de l'argent Monsieur? dabey klingelten sie mir immer mit ihren vollen Beuteln um die Ohren, und ich wußte nicht, ob sie ihren Spas mit mir trieben.

Heute fuhren wir auf die Boulevards zu den grands danſeurs du roi, die gar keine danſeurs ſind, eben ſo wenig Großes an ſich haben, als der König ihr Herr, und ihren prächtigen Titel eben ſo wenig verdienen, als die Erzbiſchöffe von Chalcedonien, Tarſus, Joppen u. ſ. w. Wie ſie zu dieſem Titel gekommen ſind, das mag der Himmel wiſſen! der König hat ſeine grands danſeurs gewiß nie geſehn.

Das Schauſpielhaus würde einer kleinen Landſtadt in Deutſchland Ehre gemacht haben. Die Entrée auf den erſten Platz koſtet hier nur 30 Sous, alſo ungefähr ſechs mal weniger als in der Oper. — „Und iſt auch ſechsmal weniger unterhaltend?“ Das kann ich eben nicht ſagen. Zwar, als wir hineintraten, (es war erſt halb 6 Uhr) tanzten einige ſehr ſchmutzige, und kränklich ausſehende Kinder auf dem Seile, welches ſie ein Divertiſſement

nannten, ob es gleich Niemand divertirte. Indessen, über Namen wollen wir nicht streiten, es geht oft so in der Welt.

Um 6 Uhr hub das eigentliche Schauspiel an. Man gab la pêche aux huitres, (die Austerfischerey). Vier Weiber prellten ihre Männer, und das Ganze war ziemlich indecent, aber die meisten spielten allerliebst, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, Schnelligkeit, Natur und Wahrheit, die ich auf den berühmtesten deutschen Bühnen nie fand. Das fiel immer so richtig ein, das stockte nie, das rollte so rasch fort, das warf den (freylich oft zweydeutigen) Witz so leicht hin, accentuirte keinen witzigen Einfall, wie unsere deutschen Schauspieler leider beynahe immer zu thun pflegen, kurz, es riß mit sich fort zu beständigem Lächeln und Lachen. Alle hatten ihre Rollen vortrefflich einstudirt, und das mußten sie auch, weil sie gar keinen Souffleur

leur hatten. Ich habe das auf mehrern Pariser Theatern gefunden, und wo er auch noch gebraucht wird, sizt er wenigstens nicht in dem verdammten Bienenkorbe, sondern so tief unten, daß seine Augen mit der Bühne parallel laufen, und er also schon durch die Lampen ganz verdeckt wird. Wieder ein großer Vorzug vor den deutschen Bühnen. Wann wird denn einmal ein deutscher Directeur diese verhaßte Gewohnheit lieber ganz abschaffen? und dadurch die Nachlässigen zwingen, unsere Ohren nicht durch das ewige Hapern und Stottern zu züchtigen.

Diese Leute waren des Conversationstons so ganz Meister, daß man schon in der zweyten Minute, nicht mehr vor einer Bühne, sondern mitten in einem Zimmer zu sitzen glaubte.

Auf die pêche aux huitres folgte l'abbé Court-diner, ein kleines Stück, in welchem

gar

gar kein Plan war, das aber wiederum durch einzelne, sehr drollige Scenen, und durch die ungemeine Leichtigkeit des Spiels belustigte.

Darauf eine Pantomime, les metamorphoses de la fée bienfaisante, (die Verwandlungen der wohlthätigen Fee) in vier Acten, eine eigentliche italiänische Comödie mit dem Harlekin, die mir Langeweile machte, weil die Maschinerieen nichts taugten, die Kleidungen schlecht und schmutzig waren, und endlich, weil ich im Jahr 1782 den Harlekin in Petersburg weit besser gesehen hatte. Dort versäumte ich, trotz dem Gespötte meiner Freunde, selten das italiänische Lustspiel, weil man sich da immer recht satt lachen konnte, und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden mogte. Die ganze Welt konnte nicht begreifen, wie man über das abgeschmackte Zeug lachen könne, aber die ganze Welt gieng hin und lachte. Hinterdrein schämten

ten sie sich aber, und, ausser mir, gestanden nur wenige ein, daß ihnen das Ding würklich Spas mache.

Ich kehre zurück zu den großen Tänzern des Königs. Den Beschluß ihrer heutigen Vorstellungen, machte ein sehr ungesittetes Stück in drey Acten, les quatre rendezvous. Ein sechzigjähriger Mann liebt das Kammermädchen seiner Frau, die sechzigjährige Gattin den Kammerdiener ihres Mannes, nur das gute Spiel konnte diese ungeziemenden Possen erträglich machen. Endlich noch eine fête champêtre (ländliches Fest) in welcher die grands danseurs du roi sehr schlecht tanzten.

Das war doch warlich genug für 30 Sous. Hätten die Lampen nicht so wiedrig gedampft, hätte das Orchester nicht so wiedrig gespielt, und hätte man uns in der Pantomime nicht so

viel

viel Colofonium zum besten gegeben, so würde ich mich ganz erträglich befunden haben.

In die Loge, welche wir eingenommen hatten, schlichen sich auch ein paar Freudenmädchen ein. Da ich dieser Classe von Dirnen einmal erwähne, so muß ich bey der Gelegenheit sagen, daß ich auch noch nicht Eine gesehen habe, die fähig wäre, einen Mann von nur etwas zartem Geschmack zu reizen. Die Frechheit hat jedes Gesicht gestempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einst, in früheren Jahren der Unschuld, Liebesgötter bewohnten, dient jezt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Blässe, schwärzlich blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das ist das treue Bild derer, die ich bis jezt sah, und ich habe viele gesehn, denn im palais royal schwärmen sie haufenweise herum. Uns gegenüber, in einer Loge saß

ſaß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich ſo eingerichtet hatte, daß man ſie augenblicklich für das was ſie war erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgeſicht, wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen ſehr gehoben.

Wieder auf unſere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie ſaßen vorher in der Loge neben uns, mogten aber wohl gehört haben, daß wir deutſch miteinander ſprachen, mogten uns für ein paar fremde Nigauds halten, und geſellten ſich daher zu uns. Stoff zum Geſpräch fand ſich bald. Die Eine frug, ob wir Engländer wären?

Ja, antwortete mein Gefährte.

Ich bemerkte darauf, daß die Fragerinn zwar ſehr gut franzöſiſch ſprach, aber es ſehr langſam zu ſprechen affectirte. Ich frug ſie um die Urſach.

Monsieur, sagte sie, je ne suis pas française, je suis allemande. (Mein Herr, ich bin keine Französinn, ich bin eine Deutsche.)

Aus welcher Gegend Deutschlands?

De Vienne (von Wien) war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immer fort deutsch untereinander, und sie nahm es ganz treuherzig für englisch. Ich mußte mich auf die Zunge beissen, um ihr nicht ins Gesicht zu lachen. Vermuthlich glaubte sie unser Zutrauen zu vermehren, indem sie sich selbst für eine Fremde gab.

Wenn wir still schwiegen, so hörte ich sie untereinander reden, von diesem und jenem traiteur oder restaurateur, wo man des Abends vortrefflich soupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hause, und aß mein einfaches Aepfel-Compot.

— Elende Geschöpfe! — Man muß eine Gattinn besessen haben, wie die Meinige, um

um das ganze Geschlecht hier nicht hassen zu lernen.

Am 21sten.

Heute wird auf dem place la Greve ein armer Teufel gerädert. Ich werde mich wohl hüten, diesen Vormittag auszufahren, damit kein Zufall mich in diese gräßliche Gegend führe.

Jeden Morgen pflege ich einige Stunden im palais royal zuzubringen, auf dem Caffé de Chartres, wo man deutsche Zeitungen findet, oder in Cussacs Buchladen, oder im Gedränge der geschäftigen Menge, unter dem betäubenden Geschrey von tausend Ausrufern, mein Blick zerstreut durch tausend niedliche Gegenstände, welche der Luxus in jeder Boutique aufgethürmt, und die Gewinnsucht reizend zu ordnen gewußt hat.

Wir wählten diesen Abend das Theater der Mlle de Montansier au palais royal. Man gab eine kleine Oper, ganz nach dem gewöhnlichen Schlage, arm an Leib und Seele, das heißt: arm an Text und Musik, oder umgekehrt wenn man lieber will. Die einzige komische Rolle, welche dem Stücke, wenigstens für Franzosen einiges Leben gab, war ein vielfressender Abbee, der sich in einer Romanze beklagte, daß man der Geistlichkeit ihre Güter genommen. Dergleichen Züge nimmt das Publicum mit wiehernder Freude auf.

Der kleinen Oper folgte: le Sourd, ou l'auberge pleine, (der Taube, oder die volle Herberge) Lustspiel in drey Acten, oder vielmehr farce, aber eine niedliche farce, die auch sehr gut gespielt wurde, und die auf der deutschen Bühne wohl Glück machen könnte. In einer Scene, welche in zwey Zimmern zugleich spielt, war die Bühne sehr gut eingerichtet.

Der

Der Vordergrund ein Speisesaal, im Hintergrunde führten einige Stufen seitwärts in eine Schlafkammer, deren eine Hälfte sichtbar, und mit einem Fenster versehen war, welches durch den Speisesaal sein Licht erhielt. Man findet dergleichen noch hin und wieder in alten Gebäuden. Hinter diesem Fenster gieng ein Theil der Handlung vor, die mit der Handlung im Vordergrund genau zusammen hieng, und gute Würkung that. Am Ende dieser Scene zog der Taube in der Kammer seine Vorhänge zu, und nun war die Bühne wieder ungetheilt.

Ich lernte den Verfasser dieses noch ungedruckten Stücks, Monsieur Des Forges kennen. Er war so gütig, mir sein Manuscript mitzutheilen, und ich mache vielleicht Gebrauch davon.

INSTI
UNIVERSI
6 JUN 1960
OF OX

Eine Menge Freuden-Dirnen zierten abermals dieſes Spectakel, und waren zum Theil ſehr zudringlich. Eine davon ſteckte meinem Gefährten ihre Addreſſe in die Hand, die ich zum Scherz genau copiren will: Mlle Adelaide, au palais royal, nro 88. par le derriere. Wer Luſt hat ſie zu ſuchen, der mag es thun.

Am 22ſten.

Dieſen Morgen erhielt ich einen Beſuch von Madame de Rome, Ueberſetzerinn meiner Adelheid von Wulfingen. Sie hat ihre Ueberſetzung den Comediens du Theatre de Monſieur übergeben, und erwartet jezt, ob dieſe Herren Tod oder Leben darüber beſchließen werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß, wenn auch das Stück, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, um einiger Scenen willen zu leben verdient, es doch, franzöſirt wie es jezt iſt, den Tod redlich verſchuldet hat.

Ma-

Madam de Rome ſteht im Begriff, auch Menſchenhaß und, Reue in ihre Sprache zu dollmetſchen, und, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig zu verhunzen. Une femme adultere! das geht nicht! il faut qu'elle ne ſoit qu'imprudente. — Bon! — Dann ſind zu viel Perſonen im Stück, man muß einige davon wegſchneiden. Der General, der Greis, und Bittermann, werden nicht die Ehre haben, in dem franzöſiſchen Menſchenhaß und Reue zu erſcheinen.

Mögte auch das noch hingehn. Aber es ſind ihr nicht Confidents genug im Stücke, Madam de Rome braucht noch einen Confident, und auf wen fällt ihre Wahl? ſie macht den Monſier Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors, zum Freunde und Kammeraden des alten Franz, die nun beyde vereinigt den Menſchenhaſſe

nach ihrer Pfeife tanzen laſſen, und den Knoten lösen.

Das wird was ſchönes werden! —

Die einzige würklich überflüßige Perſon in meinem Drama, (ich meyne Lotten) die hat ſie nicht weggeſtrichen. Warlich! bey der Ehre dieſer Ueberſetzung, wird mir von Menſchenhaß und Reue nichts übrig bleiben, als die Reue es geſchrieben zu haben. Wenn es ſo wie es aus meinen Händen gieng für die franzöſiſche Bühne nicht genießbar iſt, ey nun, ſo laſſe man es lieber unüberſezt.

„Es kann nicht ſo bleiben,“ ſagte ſie: les français s'éloignent encore trop de la nature. (Die Franzoſen entfernen ſich noch zu ſehr von der Natur.) Ein Lobſpruch für mich, dachte ich, wenn ſie ſich dann zugleich vom Geiſte meiner Werke entfernen.

Uebrigens hat mich Madam de Rome intereſſirt. Sie ſcheint eine brave, vernünftige

Frau

Frau zu ſeyn, ſpricht viel und gut. Sie gehört zu der Parthey, die man hier Ariſtocraten ſchilt, ihr Mann war ein militaire, Ritter des Ludwigsordens, ein Greis von ſechzig Jahren, den die Unruhen der Revolution ins Grab ſtürzten. Fünf Tage und fünf Nächte, ſo erzählte ſie mir, waren ſie in ihren eignen Zimmern keinen Augenblick ihres Lebens ſicher. Bald hatte man ihren Mann todten, bald an die Spitze einer Bande Aufrührer ſtellen, bald das Haus plündern und bald es anzünden wollen. Darauf hat die National-Verſammlung ſie einer Penſion beraubt, „und — ſetzte ſie mit vieler Lebhaftigkeit hinzu: „nicht einmal meines Wappens „darf ich mich bedienen! wenn ich einen Brief „ſiegeln will, ſo muß ich den Daumen darauf drücken“

Ich vermuthe, daß die arme Frau ſich jetzt gröſtentheils von Schriftſtellerey nährt, ob-

gleich ihr Aeuſſeres ſehr anſtändig war, und auch nicht die geringſte Klage, oder Aufforderung fremdes Mitleids ihrem Munde entwiſchte. Sie verſicherte, daß ſie viel verdienen würde, wenn ſie ſich zu jenen elenden folliculaires geſellen wollte, die das Publicum mit Broſchüren gegen den Hof überſchwemmen, worin die Königinn l'execrable Antoinette und la miſerable femme du roi genannt wird. Auch Madam de Rome beſtätigte, daß ſeyen die gelindeſten Titel, die man ihr gebe, und ein Wunder von Mäßigung ſey es, wenn man ſie bloß la femme du roi nennte.

Sie ſchenkte mir einen Heft von den Anecdotes de Joſephe ſecond, die ſie überſetzt, und von welchen kaum hundert Exemplare verkauft worden ſind. Dieſe mißlungene Speculation ſchreibt ſie gleichfalls dem tödlichen Haſſe zu, den das Volk gegen Alles hegt, was dem Hauſe Oeſtreich verwandt iſt.

Von

Von ihr erfuhr ich auch, daß ein Schnupftabackshändler in Nancy im Begriff stehe, ein theatre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutschen!

Am meisten griff mir die Frau ans Herz, als sie von dem Verluste ihres Mannes sprach. Sie berührte da eine Saite, die bey mir sehr leicht mitklingt. Und doch — wie viel glücklicher ist sie — wie viel glücklicher ihr Mann gewesen! — Beynahe ein Vierteljahrhundert lang waren sie vereinigt, und erst als Matrone wurde sie zur Wittwe. — Ich habe meine geliebte Friederike nur sechs Jahre lang besessen, und zähle noch nicht dreyßig Jahre! Alles Glück meines Lebens war zusammen gepreßt in diesen kurzen Zeitraum! — Aber warum so früh? warum gab mir das Schicksal nicht die paar Tropfen Freude am Ende meiner Tage? und da wir doch einmal Kinder sind, Spielzeuge der Natur,

warm

warum machte sie es nicht mit mir, wie Kinder mit ihren Eßwaaren, die sich einen Leckerbissen bis zuletzt aufheben? — oder wie? — werde ich vielleicht bald weggerufen werden, von der Tafel an welcher für mich kein Genuß mehr ist? mußte sie nur vorangehen, um mich, der schon lange an der Pforte stund, draussen zu empfangen? um mir es leicht zu machen, die Thür auf ewig hinter mir zuzuschlagen, und nicht zu hören, wenn meine Kinder mir nachrufen! —

Siehe da! — wie mich Alles auf diesen Punct führt! —

Zurück nach Paris! wo Jedermann genießt, und Niemand fühlt, wo Jedermann Theil nimmt, und Niemand sich mittheilt.

Der Morgen war sehr schön, wir fuhren ein wenig spazieren, durch die gewühlvolle Straße St. Ho-

St. Honoré, auf den Platz de Louis XV. Von da giengen wir zu Fuße in die Tuilerien. Wir fanden viele Spaziergänger, die Sonne schien freundlich. An der Mauer linker Hand hatten sich eine Menge Menschen gelagert, besonders Weiber mit kleinen Kindern, die in den matten Winterstrahlen sich wärmten. Der Anblick war so ruhig, so lieblich. Ich dachte an den Prinzen Lambesc, der auf dem nämlichen Platze die bekannten Grausamkeiten verübte. Der Gedanke contrastirte so mit der freundlichen Gruppe die ich vor mir sah, und der Contrast that der leztern keinen Schaden.

Ich habe einmal gelesen, ich weiß nicht mehr wo, von einer kleinen ländlichen Hütte, und von dem Eindruck, den sie auf einen Reisenden machte, der sie unvermuthet zwischen prächtigen Ruinen fand, die ein Erdbeben übereinander hergewälzt hatte. Ich stelle

mir

mir vor, er hat empfunden, was ich in den Tuilerien empfand.

Wir giengen auch auf einen Augenblick in den innern Hof des Pallastes. Ueberall fanden wir Schweitzer und Nationalgarde, friedlich nebeneinander die Wache halten; aber sie sahen sich denn doch, wie mich dünkte, so scheel an, wie ein guter und böser Engel, die auf die Abfahrt einer Seele warten.

Am Ufer der schmutzigen Seine nahmen wir wieder einen Wagen, und fuhren auf den pont neuf, um Heinrich dem Vierten zu huldigen. — Guter König! — auf seinem Gesichte liest man den guten Menschen. Eines gilt wohl so viel als das andre.

Von da fuhren wir in das sogenannte Palais, wo die Urtheile publicirt werden. Wir fanden den Hof voll Garde zu Pferd, und unser Fiacre sagte uns sehr witzig:

On donnera à un pauvre diable à dejeuner et à diner. (Man wird hier einem armen Teufel Frühstück und Mittagsbrod geben.)

Das sollte heissen: man spricht eben jezt einem armen Verbrecher sein Urtheil und wird ihn nachher hängen. Ich schaudrte. Auch unser Lohnlaquay sprach so gleichgültig von einer Execution, als von den Sprüngen eines Seiltänzers.

Wir stiegen die große Treppe hinauf. Ich habe im Palais weiter nichts gesehen, als was man im jüdischen Tempel sah, ehe Christus ihn ausfegte, nämlich Käufer und Verkäufer, beynahe in eben so großer Menge als im palais royal.

Am Ende einer winkligten Gallerie fanden wir endlich den Gerichtssaal, wo jezt eben die Sentenz dem armen Sünder vorgelesen wurde. Aber es war so voll und so warm, und

das

das Ganze machte mir eine so widrige, ängstliche Empfindung, daß ich sogleich wieder umkehrte. Den Verbrecher habe ich gar nicht gesehn, und von den Richtern nur ihre spanischen Hüte.

Von da führte uns der Fiacre über den Platz la Greve, wo bereits die Blutbühne errichtet war, ein Rad und eine Leiter in Bereitschaft lagen, und eine Menge Volks sich herzudrängte. Wie froh war ich, als wir den Platz mit seinem berühmten Reverbere im Rücken hatten. Wenn man mir auf diesem Platze den prächtigsten Pallast schenken wollte, mit der Bedingung ihn zu bewohnen, so würde ich mich für das Geschenk bedanken.

Abends waren wir im Theatre italien. Ein schöner Saal, bequeme Plätze, schlechte Decorationen, gute Sänger, mittelmäßige Schauspieler. Man gab la fausse magie, und

und Sargines. Das erste ist ein albernes, unleidliches Ding, mit einer ungesalzenen Music von Gretry. Das letztere ist auch in Deutschland bekannt, es ist unterhaltend, und die Music recht artig. Aber der Vater des Sargines sah aus wie ein Perückenmacher, und seine belle Couline wie eine H—.

Da in der Rolle des Sargines hin und wieder tragische Stellen vorkommen, so bekamen wir hier schon ein Prübchen, von der Art der Franzosen sich dabey zu benehmen. Es war ein so schreckliches Hauen, Fechten, die Luft säbeln, blöken, und ein über Alles unausstehliches Athem aufziehen, welches nur die höchste Leidenschaft, und auch dann nur auf Augenblicke lang sich erlauben darf.

Lieber Gott! welch' ein sonderbares Ding ist es doch um den Geschmack! ich lachte bey allen solchen Stellen, und die Franzosen weinten, und klatschten, und schrieen bravo! —

was ist denn das? die Franzosen sind ja doch gescheute Leute, und ich glaube doch auch keinen schlechten Geschmack zu besitzen; woran liegt es denn, daß wir hier so himmelweit auseinander sind? — Ich liebe die Natur, und die Franzosen die Kunst. Aber wie ist es denn möglich, daß sie mit ihren reizbaren Herzen die Natur nicht auch lieben? und wie ist es möglich, daß sie eine Kunst lieben, welche nicht die Natur nachahmt? ich glaubte sonst immer, die Kunst sey nur liebenswürdig, in so fern sie die Natur erreiche. — Ich bin nicht in der Stimmung Abhandlungen zu schreiben. Erklären kann ich es nicht, genug es ist so. Ich werde nächstens das theatre de la nation besuchen, um ein Trauerspiel zu sehn, und mich recht satt zu lachen.

Wahr ist es, daß vor einem französischen Publicum keine Sentenz, kein Tugendspruch, keine edel ausgedrückte Empfindung verlohren

geht.

geht. Dergleichen iſt hier immer ein Funke, der den ſchallendſten Beyfall wie Pulver in die Höhe lodern macht. Aber wenn ich dann in einem ſolchen Augenblicke an den Menſchen dachte, der Todesurtheil und Hinrichtung eines armen Verbrechers mit Frühſtück und Mittageſſen verglich; ſo konnte ich doch das Volk nicht lieben, das ein Wort erſchüttert, und eine That kalt läßt.

Im Sargines ſind auch viele Stellen, die im jetzigen Augenblicke große Würkung auf die Zuſchauer machten, und ihre Sinnesart offenbarten. Zum Beyſpiel: il faut vaincre ou mourir pour ſon roi! (für den König ſiegen oder ſterben!) Wenn man nach dem lauten Beyfall urtheilen dürfte, mit welchem dieſe Stelle aufgenommen wurde, ſo ſollte man glauben, jeder Pariſer brenne für Begierde für den nemlichen König zu ſterben, welchen er einen pauvre homme nennt.

Unter den Actricen war ein allerliebstes Geschöpf, Rose Renaud genannt, von kaum sechzehn oder siebenzehn Jahren, mit einem so sanften, unschuldvollen Gesichte, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar zu fragen: ob das Gesicht dieses Mädchens nicht lüge? ob sie wohl noch würklich unschuldig sey? Er versicherte es mich, und ich glaubte ihm gern, so unwahrscheinlich es auch klingt. Ausser ihren schuldlosen Zügen, gab auch ihr Anstand auf der Bühne meinem Glauben noch mehr Gewicht. Sie war ausserordentlich furchtsam bescheiden, und nur nach vielem Applaudiren des Publicums, dessen Liebling sie zu seyn scheint, verlor ihre Stimme nach und nach das Zittern mit welchem sie anhub. Ich denke diese Furchtsamkeit kann keiner verworfenen Dirne eigen seyn. Und so sende ich noch in diesem Augenblicke von ganzem Herzen ein Stoßgebet für ihre Tugend gen Himmel!

ist

ist es auf einer französischen Bühne möglich, so gehe der Reich der Wollust vor ihr vorüber! — Ihr Gesang griff unwiderstehlich an's Herz, ihre Stimme war so biegsam, so sanft sich anschmiegend, so frey von aller Anstrengung; aber als Schauspielerinn war sie noch wenig oder nichts. . . .

Auch mein Gefährte ist ganz von ihr bezaubert. Als wir diesen Abend schon im Bett lagen, und ich meine ewige Schlaflosigkeit durch eine alte französische Komödie zu überlisten suchte, sprang er plötzlich auf, und brachte ein quatrain auf Mammsell Rose Renaud zu Papiers, das er so eben gebohren hatte.

Am 23sten.

Diesen Morgen ward das junge, neugebohrene quatrain an Mlle Rose würklich abgeschickt. Sie hat es mit einem Lächeln aufgenommen, und ich — habe den Kopf zu

schüttelt. Es war vielleicht ein Wölkgen mehr zu dem Weyhrauchdampfe, der einst ihre Tugend umnebeln, oder gar ersticken wird.

Eben hat mir der Schneider ein Kleid gebracht. Er setzte mir nichts dir nichts seinen Hut in der Stube auf, unterhielt sich mit mir in guter Kammeradschaft, und die Cocarde auf seinem Hute rief laut dazwischen: nous sommes tous égaux!

Abends besuchten wir die variétés amusantes. Der schönste Schauspielsaal den ich jemals gesehn habe. Alles darinn athmet Geschmack und Zierlichkeit. Die Schauspieler hingegen blieben unter meiner Erwartung. Man gab les deux Figaros, ein niedliches, intriguen-volles Stück, dessen Verfasser Mitglied der Bühne zu Bourdeaux ist. Es enthält eigentlich eine Critik von Beaumarchais

Figa-

Figaro, welchem man vorwirft, daß er mit all seinem Witz, doch nur dumme Teufel zu überlisten verstehe, wie den Grafen Almaviva und den Doctor Bartholo. In diesem Stücke hingegen wird Figaro selbst, trotz seiner Pfiffigkeit, von dem andern Figaro, welches der verkleidete Cherubin ist, alle Augenblick überlistet. — Zum Beschluß l'enrôlement supposé, eine abgenutzte Idee ohne Saft und Kraft.

Da dieses Spectakel schon um halb 9 Uhr geendigt, und es noch zu früh war, um sich in das Zimmer zu sperren, so gieng ich mit meinem Reisegefährten Arm in Arm unter den starkerleuchteten Arcaden des Palais royal spazieren. Auf dem großen Platze in den Alleen vertrat der Vollmond die Stelle der Lampen. Alles wimmelte, Ausrufer blökten, Waaren

schimmerten, Politiker schwatzten, junge Herrnen liebäugelten, Frauenzimmer zupften.

Die Unverschämtheit der letztern lernte ich an diesem Abend erst recht kennen. Sie waren heute alle ausserordentlich geputzt, man hätte die geringste unter ihnen für eine Dame genommen. Zwey junge hübsche Dinger, welche Arm in Arm giengen, verfolgten uns unaufhörlich, und schlugen uns eine partie quarrée vor. Um sie los zu werden, sagte ich der einen, ihre Gefährtinn sey nicht hübsch genug.

Mais, sagte sie, elle est très bien composée.

Während dieses Gesprächs drängte sich eine dritte zwischen uns, und raunte mir sehr schnell ins Ohr: voulez vous venir me voir?

Das nahmen die andern beyden, die schon lange Jagd auf uns gemacht hatten,

sehr

sehr übel. Comment Madame! sagte die eine zu der neuhinzugekommenen: vous nous enlevez nos hommes?

Um ihrem Streite die Realität zu benehmen, ließen wir sie alle drey stehen, und verschwanden im Gedränge.

Eine vierte hatte uns vermuthlich deutsch reden hören, und drängte sich nun beständig an uns heran, indem sie das Wort deutsch! deutsch! mit einem sehr komischen Accent aussprach, welches sie irgendwo aufgeschnappt haben mogte.

Eine fünfte endlich, welche mein Gefährte im Schauspiel hatte kennen lernen, ein niedliches kleines Ding von kaum sechzehn Jahren, drollig und lebhaft, lud uns mit so ausgelassener Lustigkeit zum Souper ein, (versteht sich, auf unsere Kosten) daß wir uns entschlossen mit ihr zu gehn, um doch einmal zu sehn, wie es bey einem solchen Mädgen aus-

sehe, und auf welchen Fuß sie lebe. Weil unserer zwey waren, so wollte sie geschwind noch eine Gespielinn holen, das verbaten wir uns aber, denn für den unschuldigen Zeitvertreib, den wir bey ihr suchten, war sie uns genug.

Sie führte uns eine Treppe hoch im palais royal, wo sie einige niedliche Zimmer bewohnte. Hier wäre aber beynahe um unsertwillen ein neuer Krieg ausgebrochen. Es traf sich nemlich unglücklicherweise, daß Demoiselle Adelaide, welche neulich meinem Geführten die erwähnte Adresse gegeben, ihre nächste Nachbarinn war, daß sie von unserm Besuche Wind bekam, und behauptete, wir hätten zu ihr kommen wollen, die Kuine aber habe uns weggefischt. Wenigstens schien sie fest entschlossen zu seyn, an dem Souper Theil zu nehmen, wir aber hatten das Gegentheil

fest

fest beschlossen, und Adelaide ließ uns brummend allein.

Die femme de Chambre, oder la bonne, brachte den Speisezettel des restaurateurs, wir ließen die Kleine selbst wählen, und sie war bescheiden genug, nicht mehr als vier Schüsseln, ein Aepfel-Compot und gewöhnlichen Wein zu bestellen.

Als wir so vor dem Kamine saßen, konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick auf meine Lage zu werfen. Ich einem Freudenmädgen gegenüber! einem hübschen, närrischen Mädgen, das um uns her gaukelte, und durch jede ihrer Bewegungen Begierden zu wecken suchte — und ich ihr gegenüber, mit dieser Ruhe, diesem völligen Schweigen des leisesten Begehrens, ja ich darf sagen, mit dieser Langeweile. — Ach! wer so geliebt hat als ich, der darf sich kühn unter Laïs und Phrynen wagen. Ein Gedanke an meine Frie-

derike —

derike! — o wie klein und albern, wie ekelhaft und langweilig kam mir Alles rings umher vor. Ein Gedanke an dich! vielleicht hat dein Geist mich umschwebt! wohl mir! ich darf deine Gegenwart nie scheuen, selbst nicht bey einem Freudenmädgen.

Ja es ist sonderbar, aber ich bekenne es gern, daß meine Begriffe von ehelicher Treue jezt noch weit schwärmerischer sind als vormals. Den Reizen eines schönen Weibes zu widerstehen, wenn sie es darauf angelegt hätte mich zu fangen, würde mir manchen Kampf gekostet haben, vielleicht manchen vergeblichen Kampf — aber jezt — ich biete der Venus Trotz, mich dem Andenken meiner Friederike untreu zu machen! Der Tod zerriß unsere Ehe, ich bin jezt wieder ihr Liebhaber, derselbe romantische Schwung meiner Ideen, dasselbe geistige an ihr hängen, das jeden Blick auf einen andern Gegenstand als Ver-

Brechen anrechnet, mit einem Worte: das ganze Feuer meiner erſten Liebe, das mich vor ſechs Jahren oft ſo glücklich, und oft ſo närriſch machte. O ich kann das nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe iſt; aber meine Empfindungen ſind warlich edel! und ſo verachte ich den, der vielleicht den Mund ſpöttiſch verzieht, wenn er lieſt, daß ich bey einem Freudenmädgen war. Er an meiner Stelle wäre vermuthlich nicht ſo reines Herzens da geweſen als ich, und hätte es folglich auch nicht ſo ehrlich bekennen dürfen.

Das kleine Ding erzählte uns ihre Geſchichte, wahr oder falſch, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ein alter Narr hatte ſie ihren Eltern in Verſailles entführt, in Paris unterhalten und eingeſperrt, ihr aber ſonſt keinen Schaden gethan. Dieſes Lebens müde war ſie ihm entflohen, und lebte nun als Madam de Vincennes auf ihre eigne Hand,

wenn

wenn man das so nennen kann, gestand daß sie oft nicht einen Sous in der Tasche habe, daß sie ihrer bonne immer schuldig sey, daß sie bis Nachmittag im Bett liege, im Bett frühstücke, im Bette zu Mittag esse, und zur Veränderung Burzelbäume schlage, dann sich ankleide, einen petit ecu ihrer bonne abschwatze um irgend ein Spectakel zu besuchen, und Abends unter den Arcaden auf die Jagd gehe. Das ist die gewöhnliche Lebensordnung eines solchen Geschöpfs. Das arme kleine Ding schien von Natur ein herzensgutes Mädgen zu seyn. Sie warnte uns vor dem Umgang mit den Geschöpfen im palais royal, und gestand selbst ein, daß auch nicht eine einzige unter ihnen ganz gesund sey.

Das Souper kam. Madame de Vincennes aß mit vielem Appetit. Sie hatte vielleicht lange nicht ordentlich gegessen. Bald nachher legten wir ihr ein kleines Geschenk auf

den

den Kamin und giengen. Es reut mich nicht, da geweſen zu ſeyn, weil mir das Alles ſo neu war; zum zweytenmale aber mögte ich meine Zeit nicht ſo verſchwenden.

Uebrigens dünkt es mich unwiderſprechlich, daß der Umgang mit dem andern Geſchlecht für den geſitteten Mann jeden Reiz verliert, wenn er gar keinen Widerſtand, nicht einmal den Widerſtand der Koketterie findet. Die Mädgen im palais royal könnten, was dieſen Punct betrifft, ſogar von den Hunden lernen.

Am 24ſten.

Dieſen Morgen erhielten wir einen Beſuch von dem Abbee de R**, der nemliche höfliche Unbekannte, der uns neulich Billets für die Entree der Nationalverſammlung verſprochen hatte. Der Menſch konnte gewaltig viel fragen. In Frankreich war er ziemlich zu Hauſe,

aber

aber in allem, was auſſer Frankreich liegt, war der egoiſtiſche Franzoſe jämmerlich unwiſſend. Frankreich war ihm der Mittelpunct der Welt, und Paris der Mittelpunct des Himmelreichs. Rußland war ihm unbekannter, als mir das Reich des Prieſters Johann. Er glaubte, Liefland gehöre zu Pohlen; glaubte, man reiſe in Rußland im Winter mit einer Bouſſole, um ſich durch den Schnee zu finden, weil er vermuthlich vorausſetzte, die Dörfer ſeyen bis über die Schornſteine zugeſchneyt, und man binde dort, wie Münchhauſen, die Pferde an die hervorragenden Kirchthurmſpitzen.

Als ich gegen Mittag in Cuſſacs Buchladen ein wenig herumblätterte, trat ein alter, mehr als achtzigjähriger Mann herein, dem zwar ſeine Füße nicht mehr die beſten Dienſte leiſteten, der aber auf ſeinem Geſichte unverkenn-

kennbare Spuren froher Laune trug. Cuſſac freute ſich, ihn noch ſo munter zu ſehn.

„O! ſagte er, das kommt daher, que j'ai eu dans ma vie beaucoup de regrets, „mais jamais de remords.“ (Ich habe viel Kummer in meinem Leben gehabt, aber nie Gewiſſensbiſſe.)

Der Mann gefiel mir. Ich hörte, er ſey Monſieur de la Place, Verfaſſer, oder vielmehr Ueberſetzer, einer großen Sammlung von Romanen, und mancher anderer Schriften.

Freylich gebührt ihm auch wohl der Titel Verfaſſer, wenn es wahr iſt, was mir Cuſſac ſagte, er habe nemlich den Tom Jones zum Beyſpiel, ſo ſehr verbeſſert, daß man ihn wieder aus dem franzöſiſchen ins engliſche überſezt habe. — Ich lächelte. —

Nach einer Viertelſtunde ungefähr, wollte Mr. de la Place gehen, kehrte aber, als er ſchon die Thür in der Hand hatte, plötzlich

wieder um, als ob ihn ein Einfall überraſche. Tenez, ſagte er, je m'en vais Vous dicter un impromptu *). Und ſiehe da, er brachte folgenden politiſchen quatrain zu Markte, welchen ich mir abſchrieb als er fort war.

Pour que de deux partis les noms mieux entendus,
Dans l'état diviſé peuvent moins troubler l'ordre,
Les *enragés* ſont ceux, qui furent trop mordus,
Et les *enrageans* ceux qui voudroient encore mordre **).

Enragés und Enrageans ſind bekanntlich die Sobriquets der beyden herrſchenden Partheyen.

Die

*) Ich will Ihnen ein Impromptu in die Feder ſagen.

**) Daß nicht Mißverſtand über Benennungen beyder Partheyen den getrennten Staat länger beunruhige. Die Wütenden ſind die, welche brav gebiſſen worden, und die Wütigen die, welche

Die heutigen petites affiches enthalten ein paar merkwürdige Artikel. Ehe ich meine Gedanken über den ersten äussere, will ich ihn von Wort zu Wort hieher setzen:

Un jeune homme de 30 ans, bien né, reduit par les Circonstances à se retirer dans une très jolie habitation, à une lieue d'une ville agreable, et 20 de Paris, où il jouit de 100 Louis de rente, voudroit trouver une personne, d'une education soignée, et d'une fortune à peu près à moitié de la sienne, qui voulut passer ses jours avec lui, *non pour le mariage, mais pour la Société*, &c. *). Er schließt mit der Bitte, die Ant-

che noch beissen wollen. — Ich überlasse gern einem Jeden, anders und besser zu übersetzen, wenn ihm meine Uebersetzung nicht treu scheint.

*) Ein junger Mann von 30 Jahren, guter Geburt, durch Umstände genöthigt, sich in eine kleine, niedliche Wohnung zurück zu ziehen, eine Meile von einer angenehmen Stadt, und 20 Mei-

wort in den Mercure de France einrücken zu lassen.

Sind das die Begriffe der Franzosen von der Ehe? oder sind es nur die Launen eines einzelnen Menschen? ist das Erstere, so verabscheue ich dieß sittenlose Volk; ist das leztere, so bedaure ich den armen jungen Mann! und ist er würklich ein Mensch von Kopf und Herz, findet er würklich ein gutes sanftes Geschöpf, das seine Tage ohne alle Bedingung mit ihm verleben will; so prophezeye ich ihm, daß sie in Jahr und Tag sein Weib seyn wird. Er darf nur damit anfangen, sie gern um sich zu sehn; sie darf ihn nur einigemal wahren Antheil an seinem Schicksale merken lassen,

Meilen von Paris gelegen, wo er eine Rente von 100 Louis verzehrt, wünschte eine Person zu finden von guter Erziehung und einem Vermögen ungefähr halb so groß als das seinige, welche ihre Tage mit ihm verleben wollte, nicht als Gattinn, sondern als Gesellschafterinn. u. s. w.

ſen, nach und nach wird er ſich an ſie gewöhnen, nach und nach wird ſie ihm unentbehrlich werden, nach und nach wird er ſie lieben, und endlich wird er ſich in ſie verlieben. Der Genuß? — o Poſſen! der Genuß iſt gar nichts! er erweckt keine Liebe, und vermindert keine Liebe. Wer nach dem Genuß zu lieben aufhört, der muß gar nicht ſagen, daß er geliebt habe. *Liebe* iſt die eigentliche Nahrung auf Hymens Tafel; der Genuß in der Ehe iſt nur ein Glas Wein, oder ein Backwerk, das man auch leicht entbehren kann.

Im Ganzen mag dieſer Zeitungs-Artikel beweiſen, welch' eine unbegrenzte Licenz hier herrſcht, und was man hier Alles laut ſagen darf. Zufälligerweiſe ſtand noch ein ähnlicher Artikel in der nemlichen Affiche, doch mit dem Unterſchiede, daß der Mann, welcher eine junge, wohlerzogene Perſon als Geſellſchafterinn und Haushälterinn zu beſitzen

wünschte, sich als très agé (sehr betagt) angab, und das ist denn doch ein Schleier, er sey so dünn er wolle.

Der zweyte Artikel, den ich nicht umhin kann meinen Lesern mitzutheilen, enthält eine sehr rührende Anecdote. Das jetzige Freyheitsfieber hat unter andern die Würkung hervorgebracht, daß man auf den französischen Bühnen, und vorzüglich auf dem theatre de la nation (vormals theatre français) nichts zu sehen wünscht, als Trauerspiele, die einigen Bezug auf die Revolution haben, Tyranney oder Fanatismus mit gehässigen Farben darstellen. So giebt man jezt unzähligemal Brutus, Guillaume Tell, la Mort de César, Rome Sauvée und Jean Calas. Die tragische Geschichte des Leztern, ist sogar seit kurzem wieder von verschiedenen Verfassern bearbeitet worden. Bey dieser Gelegenheit erzäh-

len

ken die öffentlichen Blätter heute folgende Anecdote:

Alle Bühnen wiederhallen von dem Namen Jean Calas, und man vergißt, welche schmerzliche Wunden man dadurch wieder aufreißt. Madam Calas, die arme alte Wittwe, lebt noch. Sie wohnt, nebst ihren beyden Töchtern, seit funfzehn Jahren in Paris, in der Straß poissonnière. Sie hat seit dem Tode ihres Gatten die Trauer nicht abgelegt, und die Uhr, welche an seinem Todestage stehen blieb, nicht wieder aufgezogen. So oft auf den Straßen ein Todes-Urtheil verkündigt wird, eilt die Magd schnell die Treppe herab, um die Ausrufer zu bitten, dieses Haus und diese Gegend still vorüber zu gehn, weil jeder solcher Ausruf ihrer armen Frau eine Ohnmacht zuzieht.

Diese Anecdote hat mich unbeschreiblich gerührt. Ich mag der Aufführung des Trau-

erspiels Jean Calas nicht beywohnen. Es kann unmöglich den Eindruck erhöhen, welchen der einzige Zug auf mich gemacht hat: „sie „zog die Uhr nicht wieder auf, welche am „Todestage ihres Mannes abgelaufen war.“

Wir besuchten diesen Abend das theatre de la nation. Ein schön gebauter Saal. Man gab Brutus und le reveil d'Epimenide à Paris, (Epimenides Erwachen in Paris). Ich fuhr mit Widerwillen hin, und völlig befriedigt wieder hinweg. Nicht als hätten die Schauspieler weniger gesäbelt, und gehauen, und geschluchzt, als ich mir vorstellte; sondern weil ich vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, die Empfindungen einer ganzen Nation so zwanglos ausbrechen zu sehn, und weil ich nie wieder, auf irgend einer Bühne, etwas so kühnes zu hören hoffen darf. Das letztere gilt eigentlich nur vom Nachspiel, denn

viele

viele Stellen im Brutus wurden nur auffallend durch die Anwendung welche man davon machte. Folgende Stellen wurden mit einer Ausgelassenheit beklatscht die nahe an Wahnsinn grenzte:

Destructeurs des tyrans, Vous, qui n'avez pour rois,
Que les Dieux de Numa, Vos vertus et nos loix!

(Tyrannenbändiger! ihr, die ihr keine Könige habt, als Numas Götter, eure Tugenden und unsere Gesetze.)

Nous avons fait, en lui rendant hommage,
Serment d'obéissance, et non point d'esclavage.

(Wir leisteten, als wir ihm huldigten, den Schwur des Gehorsams, und nicht der Sklaverey.)

Sous un Sceptre de fer ce peuple abattu,
à force de malheurs a repris sa vertu.

(Dieß Volk, das unter den eisernen Scepter sich beugte, fand im Uebermaaß des Elends seine Tugend wieder.)

— — je porte en mon Coeur
La liberté gravée et les rois en horreur!

(Ich trage in meinem Herzen: Freyheit und Abscheu für Königen.)

Sois toujours un héros! sois plus, sois citoyen!

(Sey immer Held! sey mehr, sey Bürger!)

Arrêter un Romain sur des simples soupçons,
C'est agir en tyrans! —

(Einen Römer verhaften, den nur der Argwohn anklagt, heißt als Tyrann handeln.)

Dieux! donnez nous la mort plûtot que l'esclavage!

(Götter! lieber Tod als Sklaverey!)

Ueber ein paar andere Stellen hingegen wäre beynahe Tumult ausgebrochen. Hier sind sie:

Quel

Quel homme eſt ſans erreur, et quel roi
ſans foibleſſe?
Eſt ce à Vous de pretendre au droit de
le punir?
Vous, nés tous ſes ſujets, Vous, faits
pour obéir.
Un fils ne s'arme point contre un coupa-
ble pere,
Il detourne les yeux, le plaint et le revere.
Les droits des Souverains ſont ils moins
précieux?
Nous ſommes leurs enfans, leurs juges ſont
les Dieux.

(Wo iſt ein Mann ohne Fehler, oder ein König ohne Schwachheit? Dürft ihr Anſpruch machen auf das Recht ihn zu ſtrafen? Ihr, alle ſeine gebohrene Unterthanen, ihr, geſchaffen um zu gehorchen! — Der Sohn waffnet ſich nicht gegen den ſchuldigen Vater, er wendet den Blick weg, beklagt und verehrt ihn. Sind die Rechte der Fürſten minder heilig? Wir ſind ihre Kinder, ihre Richter die Götter!)

Kaum

Kaum ließ man den Schauspieler diese Stelle vollenden. Und nun noch eine andere, die das Pulver völlig in Flammen setzte:

Rome a changé de fers et sous le joug des grands,
Pour un roi qu'elle avoit a trouvé cent tyrans.

(Rom hat seine Fesseln vertauscht, und unter dem Joche der Großen, fand es, statt eines Königs, hundert Tyrannen.)

Bey diesen Worten wagte es irgend ein Verwegener, königisch Gesinnter, in den Logen des zweyten Ranges zu klatschen. Das ganze Parterre gerieth in Bewegung, ein Jeder erhob sich von seinem Platze, hier zischte einer, dort schimpfte einer: ah que cela est bête! (ach! wie dumm das ist!) hier eine drohende Gruppe, dort ein Getöse von Schreyen, Pochen und Stampfen. Alle Blicke flogen nach der Gegend wo geklatscht worden war. Die

Schau-

Schauspieler schwiegen, und warteten ab, was erfolgen werde. Aber nach und nach legten sich die stürmischen Wogen, denn wer war es gewesen? wer mochte den einzelnen Schuldigen ausfindig machen? Denn daß nur ein Klatschender in den Logen war, das hatte man deutlich unterscheiden können. Bey alle dem war dieser Eine ein unbesonnener Mensch; seine That war nicht Kühnheit, sondern Dummdreistigkeit. Was half es ihm, die Menge zu reizen? Hätte einer seiner Nachbarn ihn verrathen, so wäre er ohne Gnade an den Laternen-Pfahl gehängt worden, und sein Eifer hätte den Schatten-König der Franzosen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht.

Nach dieser Probe, welche das Parterre von seiner republicanischen Eifersucht abgelegt hatte, wagte es Niemand mehr, sein Miß- oder Wohlbehagen, an dieser oder jener Stelle zu erkennen zu geben, wenn sie nicht

ganz orthodox demokratisch war. Aber eine verdammte Intoleranz blieb es denn doch immer von dem Parterre, den Logen das durch baares Geld erkaufte Recht streitig zu machen, ihr Wohlgefallen an den Tag zu legen, wann und wo es ihnen beliebte, indessen die Herren unten die entfernteste Anspielung bey den Haaren herbey zogen, sich die Hände wund klatschten und den Hals heiser riefen.

Lächerlich ist es mir gewesen, wie die armen, kleinen Franzosen Alles was die großen Römer sagten und thaten, auf sich anwandten. Ein jeder Soldat von der National-Garde glaubte aufs wenigste ein Titus zu seyn, und sah in jedem deputé à l'assemblée nationale einen Brutus. Bey den Worten:

Sois toujors un héros, sois plus, sois Citoyen!

(Sey immer Held! sey mehr, sey Bürger!)

klopfte

klopfte jedem Schmitzer das Herz im Busen hoch auf! es war ihnen so behäglich zu hören, daß es so leicht sey, mehr als Held zu seyn.

Genug vom Brutus! nur noch eine Bemerkung über die Vorstellung des Stücks. Sie war ganz französisch. Brutus schrie, ohne alle Uebertreibung, so, daß mir die Ohren weh thaten. Titus hatte viel empfehlendes, ein angenehmes und doch männliches Organ, auch rührte er mich in manchen Stellen, der Ausdruck des Edlen, Großen, gelang ihm gut; aber Leidenschaft ward auch bey ihm sogleich Carricatur. Der guten Tullia sah man es an, daß sie des geilen Tarquins Schwester sey, und der Gesandte des Porsenna hatte einmal wieder die verdammte Peruckenmacher-Physiognomie, und die ganze Peruckenmacher-Grazie, die so vielen französischen Schauspielern eigen ist, und so drollig mit dem stolzbefiederten Helm contrastirt.

Das

Das Costum war mit Einsicht und Geschmack beobachtet. Doch gilt das nur von den Hauptpersonen. Die Toga des Brutus mit den Purpurstreifen war ganz römisch, so sein Haar, sein Bart, die Bekleidung seiner Füße, und nur die stumpfe Nase erinnerte an Monsieur tel et tel. Valerius Publicola verband mit eben so altrömischer Kleidung ein so ächt altrömisches Gesicht, ganz wie man es auf den Gemmen sieht, daß er mich auf einige Augenblicke sehr angenehm getäuscht hat. So auch die meisten übrigen. Wie aber die Statisten? die römischen Senatoren, die Lictoren u. s. w. Ist es nicht kindisch albern, so viel auf die Vorstellung eines guten Stücks zu wenden, und dann bey einer Kleinigkeit zu knausern? Als der Vorhang hinaufrollte, und der römische Senat da vor mir in voller Versammlung sas, als mein Auge zuerst auf Brutus und Publicola fiel, und

die

die Worte des Erstern in meine Ohren tönten: Destructeurs des tyrans! &c. da besah ich mir die Herren Tyrannenbändiger rings umher ein wenig, und siehe da, ich fand, daß sie zwar alle mit einer Toga versehen waren, in welche sie sich beständig mit den Armen verwickelten, daß sie aber übrigens mit wohlfrisirten Locken, weissen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln einher traten. Weg war meine Täuschung! ich dachte an das berühmte Gemählde, wo Dido sich auf den Scheiterhaufen sezt, und einer ihrer Hofleute in spanischer Tracht zuschaut.

Ich komme nun zu dem Nachspiel: Epimenidens Erwachen in Paris. Eine kurze Erzählung dieses Stücks wird den Leser nicht unangenehm unterhalten. Doch werde ich nur die auffallendsten Stellen herausheben.

Der Schauplatz ist in den Spaziergängen der Tuilerien. Aristi erzählt seiner Tochter Josephine, daß Epimenide immer, nachdem er einige Zeit gelebt, 100 Jahr schlafe, und sodann zum neuen Leben erwache. Auf diese Weise habe er allen Staatsveränderungen in Griechenland und Rom beygewohnt, und sey, besonders in Frankreich, oft Zeuge gewesen

„wie der Monarch und die Großen, zügel-
„und schrankenlos, die höchste Gewalt hin-
„und her gezerrt; wie Ludwig XIV sein
„Volk zum Sclaven seines Ruhms ge-
„macht, für diesen Alles, für jenes nichts
„gethan, und bewundert worden sey, von
„Geschöpfen deren Elend sein Werk war.“

Dieser Epimenide werde heute erwachen, und finden:

„weniger Prunk und mehr Wahrheit, die
„Albernheit und Eitelkeit in Trauer, und

„das

„das Volk endlich auch für etwas gerech-
„net.“ (compté pour quelque choſe.)

Epimenide erſcheint, und drückt ſeine Freude aus, den Garten wieder zu ſehn, den Le Nôtre für den großen Ludwig pflanzte. Schade ſey es, daß jener Monarch das traurige Schloß von Verſailles dieſem lachenden Aufenthalte vorgezogen.

Ariſt antwortet ihm, daß einer von Ludwigs des Großen Nachkommen, Frankreichs Abgott, gekommen ſey, unter ſeinem Volke zu wohnen, daß ſeine Gegenwart Ruhe und Glück herbey geführt habe, daß keine fremde Garde ihn umringe u. ſ. w.

Dieſe ganze Stelle machte das Jauchzen des Publicums beynahe unhörbar. Alles ſchrie bis! bis! und der Schauſpieler mußte ſie wiederhohlen.

Epimenide frägt: ob man alle Mißbräuche abgeſchafft habe?

Ariſt antwortet ſtockend und mit Achſelzucken: Viele.

Epim. Die Hofleute haben alſo jezt ein anderes Syſtem? täuſcheſt du mich nicht?

Hier rief das ganze Parterre non! non! non!

Ariſt. Ein weiſer Monarch frägt nicht ſeine Höflinge um Rath.

Epim. Die Parlamenter alſo?

Ariſt. Eben ſo wenig.

Epim. Wen denn?

Ariſt. Alle Biedermänner ſind ſeine Räthe. Jede Provinz ſchickt die ihrigen an den Hof. Alles kann nicht in einem Tage vollendet werden. Manche haben jämmerliche Rollen geſpielt, aber es iſt vorbey! der Himmel beginnt heiter zu werden, wer wird nun noch an den Sturm denken. Jezt geht Alles gut, das freye Volk liebt ſeinen König, gehorcht

ihm,

Rom, und der Monarch den Gesetzen. (lauter Beyfall!)

In der siebenten Scene wundert sich Epimenide, daß der Zeitungsschreiber Gorgi sich erlauben dürfe, falsche Nachrichten auszustreuen, und äussert seine Besorgniß vor der Bastille. Wie groß ist sein Erstaunen, als man ihm sagt, die Bastille existire nicht mehr. „Wie! ruft er, jene Veste, gegen welche der „große Condé drey Monate lang vergebens „focht!“

Josephine antwortet ihm ganz schnippisch: man ist in unsern Tagen geschickter, man braucht nur eine, oder ein paar Stunden dazu. Einige brave Bürger, so erzählt d'Harcourt, nahmen die Mühe über sich, die Stadt davon zu befreyen, und jene Mauern zu zerstören, welche der Rachsucht der Tyrannen, dem Argwohn der Minister und den Launen der Mäxressen fröhnten.

Die achte Scene ist drollig. Madame Brochure verkauft allerley fliegende Blätter, keinen einzigen Chanson mehr, nichts als Politik. Epimenide frägt nach den berühmten Dichtern seiner Zeit. Moliere? —

Madame Brochure. Seine Epoche ist vorüber.

Epim. Wie! man hört seine vortrefflichen Verse nicht mehr?

M. Broch. Zuweilen noch im Schauspiel, das sind aber nur magere Tage.

Epim. Aber Corneille —

M. Broch. Gott bewahre!

Epim. Racine —

M. Broch. Man liest keine Verse mehr. Jedes Jahrhundert hat seine eigne Thorheit. Zehn Jahre lang spukte die Encyclopädie in den Köpfen —

Josephine. Darauf folgte die Chemie, und endlich erschien am Hofe mehr als ein Oeco-

nomist

nomiſt, aber kein Oeconom. Nun iſt die Politik an der Reihe, Jeder meiſtert den Staat, und ſelbſt die Kokette hat das Buch von den Rechten der Menſchen auf ihrer Toilette liegen.

In der zehnten Scene erſcheint Monſieur Rature, geweſener Cenſor des Königs, deſſen Stelle man eingehn laſſen, und ihm nicht einmal eine Penſion gegeben, weshalb er natürlich ſehr gegen die neue Regierung eifert. Man räth ihm, ſich um dieſen oder jenen Dienſt zu bewerben. Er geſteht endlich, daß, ob er gleich Voltaire und Jean Jacques cenſirt habe, er doch nicht einmal ſchreiben könne. — Was können Sie denn? — Cenſiren! — und damit läuft er fort.

Epimenides ſagt, er halte die Abſchaffung der Cenſur für eine der größten Wohlthaten. Sie habe nur dazu gedient, die Könige mit unglücklichen Stimmen zu umringen. „Die

„Tyrannen haben nur darum die Denkkraft „gefeſſelt, um die Unterthanen zu unterjochen.“

In der vierzehnten Scene tritt ein Edelmann mit ſeinem Pächter auf, und frägt ihn, warum er nach Paris gekommen? ob er etwa einen Proceß habe?

„O ja! ſagte dieſer, wir ſämmtliche Bauern in ganz Frankreich hatten einen ſehr „großen Proceß, und Gottlob! wir haben „ihn gewonnen. Wir waren ehemals dumm „wie das Vieh. Die Stärkſten hatten die „Geſetze gemacht, und wir mußten uns gängeln laſſen Gott weiß wie! Heut zu Tage „iſt es anders. Wir ehren einen braven Edelmann, der ſich für uns herumſchlägt, und „arbeiten für ihn; aber wir wollen nicht, daß „ein Schurke uns unterdrücke; wir kennen „die Rechte des Menſchen!“

Der Edelmann hingegen meynt, wenn man dem Kerl ſo zuhöre, ſo ſollte man glauben,

ben, sie wären einander gleich. Ehemals! ja da waren gute Zeiten in Frankreich! Der Marquis bückte sich vor dem Herzog, der Hofmann vor dem Marquis, der Landedelmann vor dem Hofmann u. s. w. Er schließt mit der Versicherung, er wolle in der weiten Welt einen Winkel suchen, wo man noch ein wenig Geschmack für Sklaverey habe, und finde er überall nur Freyheit, so wolle er sich in den nächsten Fluß stürzen.

In der sechzehnten Scene tritt ein singender Abbee auf, der sich über den Verlust seiner Pfründen beklagt, und versichert, er habe die Nation, wider seinen Willen, schon bey seinen Lebzeiten zum Erben einsetzen müssen. „Ich, fährt er fort, kann allenfalls noch leben; aber was wird aus denen werden, die „von meinen Wohlthaten lebten? ich habe immer die leidende Schönheit unterstützt, und

„monatlich 1000 Thaler meinen armen Ver„wandtinnen geschenkt.“

d' Harcourt. Verwandtinnen mein Herr? warum denn nicht Verwandte?

Der Abbee. Ich hatte keine. Nur ein paar Kousinen, liebenswürdige Mayfen —

Und was das ärgste ist, man nimmt uns unser Geld, und läßt uns unsere Pflichten.

d' Harcourt. Aber mein Herr, jeder Stand hat eine Veränderung erlitten; es ist also nicht mehr als billig, daß auch die Geistlichkeit —

Der Abbee. Ey ja doch! man hätte sich nur anders dabey benehmen sollen.

d' Harcourt. Wie denn?

Der Abbee. Gerade umgekehrt; uns die Pflichten nehmen und das Geld lassen.

In der siebenzehnten Scene jammert ein Tanzmeister über den Verfall seiner Kunst. „Frankreich ist ausgeartet! ruft er in Ver„zweif-

„zweiflung: man tanzt nicht mehr! man „schreibt! man schreibt! man ist Publicist „oder Soldat, und einige Hofleute sind schon „als Jünglinge Staatsmänner. Wie viele „Menschen sind für die Tanzkunst verlohren „gegangen! alle meine Freunde sind zu den „Sarmaten geflohen.“

(Nota bene meine lieben deutschen Landsleute, diese Sarmaten sind wir.) „Unter den Aristocraten hatte ich meine besten Schüler.“ Er schließt mit der Ankündigung eines Festes nach der Mode: ein Nationalballet, welches zu veranstalten er forthüpft.

d' Harcourt. Es wird besser werden. Die sanfte Frölichkeit und die liebenswürdige Urbanität werden wieder unter uns wohnen, wie vormals. Freylich haben wir uns, durch Umstände gezwungen, seit 5 oder 6 Monaten ein wenig davon entfernt.

Hier

Hier konnte ich nicht umhin heimlich zu fragen: wie! nur seit 5 oder 6 Monaten? und nur ein wenig?

In der achtzehnten Scene tritt ein eifriger Democrat auf, der überall Aristocraten wittert, und auch vom Epimenide argwöhnt, er zettle eine Verschwörung an. Man sagt ihm zwar, Epimenide habe seit hundert Jahren geschlafen —

„Desto schlimmer!“ fällt er ungeduldig ins Wort; „er hat um Ludwig den Großen ge„lebt, jener Hof war nicht populär, und er „ist vielleicht gar ein heimlich Abgeschickter“ —

Josephine (spöttisch lachend). Aus der andern Welt.

Arist. Halt! ihr weckt ewigen Argwohn, der grausamen Menschen zum Vorwand dient, der Gesetze zu spotten, und jene öffentlichen Schandthaten zu begünstigen, über welche Frankreich noch lange erröthen wird. —

Frey-

Freyheit ist nicht das Recht zu beleidigen; der Freyheit Mißbrauch muß nicht ihrem Gebrauch vorausgehn.

Es wird in dieser Scene noch viel Gutes gesagt, wovon zu wünschen wäre, daß die Franzosen es beherzigen mögten.

In der zwanzigsten Scene erscheinen ein Officier und zwey Soldaten von der Nationalgarde.

Epim. Was wollen diese Leute?

Arist. Sie haben sie verlangt.

Epim. Ich? Gott bewahre! ich wünschte einen Schneider —

Der Schneider. Hier ist er als Füselier.

Epim. Und einen Procureur —

Der Procureur. Er ist Grenadier geworden.

Epim. Und einen Notarius —

Der Notarius. Sie sehen ihn als Hauptmann.

d'Harcourt. Wir sind alle Soldaten. Der König zählt so viele Krieger als Unterthanen.

Hier schließt das Stück mit einem Rundgesang, in welchem folgende Strophe, auf lautes Verlangen des Publicums, zweymal wiederhohlt werden mußte:

J'aime la vertu guerriere
Des nos braves defenseurs;
Mais d'un peuple sanguinaire,
Je déteste les fureurs.
A l'Europe redoutables,
Soyons libres à jamais!
Mais soyons toujours aimables,
Et gardons l'esprit français.

(Ich liebe den Muth unserer braven Vertheidiger, ich hasse die Wuth eines blutdürstigen Volkes. Laßt uns frey seyn auf immer, furchtbar dem ganzen Europa! aber laßt uns immer liebenswürdig bleiben, treu dem Geist der Franzosen.)

Hierauf

Hierauf folgt ein Ballet, von National-Garden und artigen Mädgen getanzt. Die leztern schmücken die Hüte der ersteren mit National-Kokarden. Eine ganze Compagnie von der National-Garde zieht auf, präsentirt das Gewehr vor dem Publicum, schwenkt eine große weisse Fahne, worauf man das Wort Libertas liest, und der Vorhang fällt.

Ich halte dieß Stück in seiner Art für vortrefflich, und wohlthätig für den Zeitpunct, in welchem es erscheint. Das Gute der Revolution ist glänzend herausgehoben, und das Böse ohne Schonung gerügt. Der lebhafte Beyfall, mit welchem die Franzosen auch das leztere aufnahmen, ist ein Beweis, wie viel Gutes eine Bühne würken kann, wenn sie ihr Amt gehörig verwaltet, das Amt eines Sittenpredigers.

Uebrigens halte ich es für eine gewaltige Inconsequenz der Franzosen, daß sie im Brutus,

tus, so oft vom Tarquin die Rede war, sich ihren König dachten, und im Nachspiel für Freuden taumelten, daß dieser nämliche König nun nicht mehr in Versailles, sondern mitten unter ihnen wohne.

Als wir nach Hause fuhren, sahen wir ganz Paris erleuchtet. Es war der heilige Christabend, jeder hatte sein Lämpgen beygetragen. Wenn man aber eine Illumination in Petersburg gesehen hat, so kommt einem die hiesige doch etwas kleinlich und knauserig vor. Dort sind weit mehr Lampen, die Strassen breiter, die Häuser schöner, denn man stelle sich doch um Gotteswillen nicht vor, Paris sey eine schöne Stadt. Es giebt freylich auch hier Palläste genug, aber sie hängen nicht so aneinander wie dort, und Paris hat keine Straße aufzuweisen, wie die große newskische Perspective in Petersburg. Wenn man das unbeschrei-

beschreibliche Gewähl aus den Straßen wegnähme, wenn man alle Boutiquen zuschlösse, so würde Paris einen traurigen Anblick gewähren, mit seinen engen Gassen, seinem schwarzen Koth, und seinen Haufen von Austerschaalen.

Die Schornsteine betreffend herrscht hier auch eine gar sonderbare Bauart Sie ragen rings herum in Gestalt von langen Mauern an den Häusern hervor, und es sieht aus, als habe man das Haus ins Gefängniß gesezt. Das gilt vorzüglich von den Häusern am quay Augustin und in jener Gegend.

Am 25sten.

Diesen Morgen habe ich Madame de Rome meinen Gegenbesuch gemacht. Ich traf sie an bey der Uebersetzung von — Crells chemischen Annalen, welche ihr von irgend einem Gelehrten aufgetragen worden. Wir

ſezten uns vor den Kamin, auf welchem verſchiedene deutſche Schriften lagen. Das Geſpräch fiel, wie hier in Paris überall, ſehr bald wieder auf Politik, und da Madame de Rome eine erklärte Ariſtocratin iſt, ſo nannte ſie die National-Verſammlung in ihrem Eifer die zwölfhundert Majeſtäten.

Wir fuhren um vier Uhr nach Hofe, um den König und die Königinn in die Meſſe gehen zu ſehn. Wir ſtanden in dem Saale, wo die hundert Schweitzer Wache halten, ſchöne große Leute, in der alten Tracht aus den Zeiten Heinrich des Vierten, mit langen Piken. Wir warteten wohl beynahe eine Stunde. Es war der Mühe nicht werth ſo lange zu warten.

Endlich rauſchten die Flügelthüren auf. Der König watſchelte vor mir vorbey, er ſah aus, als wollte er ſagen: es wird mir recht

recht sauer! die Königinn segelte vor mir vorüber, denn sie, und alle ihre Hofdamen, hatten so gewaltige Reifröcke an, daß man sie in der Ferne für wandelnde Montgolfieren hielt. Sie kamen vom Essen, sie giengen in die Messe, sie giengen zum Spiel, sie sezten sich zur Tafel, sie legten sich schlafen. Ach lieber Gott! welch' ein jämmerliches Leben!

Der König der Franzosen hat jezt den ruhigsten und einträglichsten kleinen Dienst in Europa. Sein Gehalt ist fünf und zwanzig Millionen, wofür er jedesmal ja sagt, wenn man ihm ein Decret zu sanctionniren unterlegt. Auch da läßt er noch oft lange genug auf sich warten.

Da heute alle Spectakel geschlossen sind, ausgenommen die Ombres Chinoises im palais royal, so giengen wir dahin, konnten es aber nicht länger als eine Viertelstunde aus-

halten. Ich glaubte, dieß kleine Schauspiel hier in seiner größten Vollkommenheit zu finden, hatte mich aber geirrt. Die Gemählde waren sehr bunt und schlecht, die kleinen Figuren steif und hölzern, sogar die Fäden oft sichtbar, mit welchen ihre Arme und Beine gezogen wurden.

Es wurde unter andern eine Scene vorgestellt, in welcher eine russische Ehefrau sich gegen ihre Freundinn beklagt, daß ihr Mann sie gar nicht mehr liebe, weil er sie schon in drey Tagen nicht geprügelt habe, worauf denn der Mann erschien, um Verzeihung bat, sich entschuldigte, daß er seinen Stock irgendwo habe stehen lassen, den er nun erst wieder gefunden, und endlich, zum Beweiß seiner Reue, auf die Frau losdaukte.

C'est bien allemand! (das ist recht deutsch) sagte Jemand hinter uns. Du lieber Gott! dachte ich, c'est bien l'ignorance fran-

française, welche noch immer das alte Mährgen nachschwazt, daß eine russische Frau sich von ihrem Manne lieber prügeln als küssen lasse.

Das Orchester bestand aus einem Knaben, der auf einem Hackebrete trommelte. Der Saal war sehr klein und niedrig, ganz vollgepfropft von Menschen, die Luft zum Ersticken. Wir schöpften tief Athem als wir an die Thür kamen.

Um sieben Uhr nahm das Concert im Cirque national seinen Anfang. Dieser Circus ist der größte Saal den ich jemals gesehen habe, seine Länge ist vollkommen 150 Schritt. Da er größtentheils unterirrdisch ist, so erhält er sein Licht durch eine Glasdecke von oben. Eine Gallerie läuft rings herum. Man findet daselbst ein großes Orchester, eine Menge Bänke für die Zuhörer in Form eines Am-

phitheaters, eine Art von runden Tempel, worinn man Erfrischungen bekömmt, Boutiquen, Billards, kurz! wieder eine Welt im Kleinen.

Ich schätze die Menge der Anwesenden auf einige tausend. Der Saal mag wohl 4000 fassen. Alles lief durcheinander, grösstentheils nachläßig gekleidet, mit den Hüten auf den Köpfen. Als die Music anfieng, näherte sich mir ein Garde national, mit der Bitte, meinen Hut abzunehmen. Ich sah mich schnell um, denn ich hatte nicht bemerkt, daß alle Zuschauer bereits mit entblößten Häuptern standen; aber es kam mir lächerlich vor, daß ich gerade nun den Hut abnehmen sollte. Im Schauspielhause ist mir das sehr begreiflich, da thut man es, um den Hintenstehenden nichts von der Aussicht zu benehmen, wenigstens sind die Mannspersonen so höflich. Aber warum im Concert? wenn man ihn nicht gleich beym

Ein-

Eingange abnehmen muß, welches ich freylich sehr billig und natürlich gefunden haben würde. Ich konnte mich nicht enthalten den Garde zu fragen: ob man hier die Music grüsse: er wußte mir nichts darauf zu antworten. Die Symphonie gieng aus b dur; es war das erste b dur in meinem Leben, vor dem ich den Hut abnahm.

Uebrigens war das Orchester lange nicht so gut besezt, als — so sagte ich zu mir selbst mit einem gewissen deutschen Stolz — das Maynzer zum Beyspiel, welches ich erst kurz vorher gehört hatte. Ich fieng an mich zu langweilen, wie mir denn das in großen Gesellschaften gar leicht begegnet, und ob ich gleich für meine 36 Sous noch einem Balle hätte beywohnen können, so reizte mich doch mehr die Einsamkeit meines Zimmers. Ich ließ meinen Gefährten zurück und fuhr nach Hause.

Ich mußte über mich selbst lächeln. Als ich mich in den Wagen sezte, sagte ich mir laut: ich will nach Hause zu meiner Friederike. Als ob ich sie da finden würde! — aber ich bin jezt so selten allein, nur des Morgens ein paar Stunden, weil ich früh aufstehe. So oft ich nun allein bin, so oft kommt mirs vor, als sey ich bey ihr! ich rede mit ihr, ich erinnere sie an jede schöne und frohe Situation unsers Lebens, ich frage sie ob sie um mich schwebt? ob sie mich hört? ich sehe links und rechts hinauf in die Luft, ob meine Phantasie sich nicht wenigstens ein Wolkenbild erschaffen werde.

Man sagt, es gebe keine Gespenster, aber man behauptet doch, eine lebhafte Einbildungskraft sehe dergleichen, wenn sie sie sehen wolle. Ach! so habe ich denn keine lebhafte Einbildungskraft! denn ich mag immerhin meine ganze warme Phantasie aufbieten, mich

zu

zu täuschen, es ist umsonst! ich muß immer wieder zurück in mein Herz blicken, wenn ich die Gestalt meiner Gattinn sehen will.

Am 26sten.

Ich erfuhr diesen Mittag bey unserm Gesandten, le Vailiant, der interessante Reisende in das Innere von Afrika, sey seit einigen Monaten nicht mehr hier. Paris schien ihm unerträglich. Seine Wüsten waren ihm lieber als die Champs elisées, und er zog seinen Kraal dem Louvre vor. Den größten Unterschied mogte er freylich wohl unter den Menschen finden, wenigstens suchte er im palais royal vergebens eine Navina. Herr Dubrowsky, welcher öfter mit ihm in Gesellschaft gewesen, beschreibt ihn als einen finstern, in sich gekehrten Mann, der wenig mehr aus diesem Welttheil an sich gehabt,

ohne alle Prätenſion, ſtill, oft ſtarr vor ſich hinſehend, Europa um ſich her vergeſſend.

Endlich ward die Sehnſucht nach ſeinen Hottentotten ſo groß bey ihm, daß er eines Morgens plötzlich verſchwand, und nur ein Billet auf dem Tiſche zurückließ, welches ſeine Frau belehrte, er ſey auf der Reiſe nach Afrika, und werde nie wieder nach Europa zurückkehren. Wenn er alſo auch in ſeinem Character wenig ähnliches mit den Franzoſen hatte, ſo war er doch wenigſtens ein Pariſer Ehemann.

Dieſen Abend im theatre de Monſieur, deſſen Aeuſſeres und Inneres nicht ſonderlich ins Auge fällt. Man gab le proces de Socrate, und l'hiſtoire univerſelle. O heiliger Socrates! wie wurde dein Andenken geſchändet! wäre Mendelsſohn unter den Zuſchauern

schauern gewesen, er hätte sich tod gelacht oder geärgert.

Socrates schnarrte trotz einer Berlinerin. Der sanfte Weltweise durchsägte die Luft, machte seine Richter herunter wie die Bettelbuben, sagte ihnen die gröbsten Impertinenzen mit dem gröbsten Anstande, war unausstehlich eitel, machte sich über alle Götter lustig, und predigte den reinen Deismus. Kurz, er sah so wenig dem ächten Socrates ähnlich, als das Bild eines Greises mit der Weltkugel in der Hand dem lieben Gott ähnlich sieht. Um jeden großen Zug aus dem Character des tugendhaftesten Mannes wegzuwischen, hatte man ein Drama daraus gemacht. Man ließ ihn zwar zum Tode verdammen, auch sezte er schon den Giftbecher an den Mund, aber seine Freunde stürzen herein, erbieten sich ihn zu befreyen, und er ist auf der Bühne höflichen

und nachgiebiger als er im Kerker zu Athen war.

Auch gegen die griechischen Sitten und Costum war hin und wieder gewaltig verstossen. Die Weiber liefen den ganzen Tag auf der Straße herum, als ob kein Gynäceum mehr in Athen sey. Der Oberrichter sas auf einem hölzernen Grosvaterstuhl, der einem Nachtstuhl sehr ähnlich sah. Die griechischen Soldaten erschienen in langen türkischen Beinkleidern, mit französischen Locken, wohl pomadirt und eingepudert. Am drolligsten aber nahm sich ein gemahlter Kamin im Gefängniß des Socrates aus, mit dazu gehöriger Feuerzange und Schaufel, und auf dem Kamin — lagen einige Tabakspfeifen.

Es könnte wohl seyn, daß bey dieser Erzählung Mancher glauben mögte, ich verschönere ein wenig meine Berichte; aber ich übertreibe warlich nichts, es ist Alles buchstäblich wahr.

wahr. Das ſind die pfiffigen Franzoſen! das unwiſſendſte Volk auf Gottes Erdboden, und eben deshalb das eitelſte. C'eſt bien Allemand! ſagte geſtern mein Nachbar, als der Ruſſe ſeine Frau prügelte. C'eſt bien français! hätte ich heute ſagen mögen, als ich den Kamin mit den Tabakspfeifen ſah.

Auch der Ring, welchen Socrates zuletzt dem Kerkermeiſter gab, war nach der allerneueſten Mode, ein länglich blauer Stein, oder Glas, in Brillanten gefaßt. Er contraſtirte ſehr niedlich mit dem übrigens gut beobachteten griechiſchen Coſtum. Xantippe hat mir am beſten gefallen, ihr Character war am fleißigſten ausgearbeitet, und treu dargeſtellt. Nicht das zänkiſche, unleidliche Geſchöpf, wie ſie in den a b c Büchern erſcheint, ſondern ein zwar ſehr lebhaftes, aber gutherziges Müttergen, wie ſie würklich war. Auch wurde dieſe Rolle ſehr brav geſpielt. Die

Natur

Natur war der Schauspielerinn durch eine reichliche Gabe von Häßlichkeit zu Hülfe gekommen.

Die übrigen verdienen keine Erwähnung. Sie fabelten alle von der Rechten zur Linken, schrieen alle wie die Besessenen, und wurden durch den schallendsten Beyfall belohnt. Ueberhaupt ist man hier in allen Theatern mit dem Applaudiren verschwenderisch freygebig. Alle Augenblicke wird geklatscht, daß einem die Ohren gellen, alle Augenblicke bravo gerufen, und immer um nichts und wieder nichts. Lassen sich vielleicht gar einige Stellen auf die hochbelobte Freyheit beziehn, oder vielmehr, werden Königen und Ministern recht derbe Impertinenzen darinn gesagt, (wie das auch heute einigemal der Fall war) so lärmt der Pöbel zügellos, man glaubt unter einem Haufen ungesitteter Studenten zu sitzen.

Das

Das zweyte Stück entschädigte uns für die Langeweile des ersten. L'histoire universelle ist eine niedliche Oper von dem bekannten Cousin Jacques, die da beweisen soll, daß jeder Erdenbewohner, vom Reichsten bis zum Aermsten, vom Könige bis zum Bettler, über Unglück klagt und Unrecht hat. Dieses allgemeine Klagen, und die mancherley nicht seltenen Vorfälle des Lebens, über welche sich hier ein Jeder beschwert, als: verlohrne Processe, Untreue in Freundschaft und Liebe, ungerathene Kinder u. s. w. haben dem Stücke den Titel histoire universelle zuwege gebracht. Es ist voll Witz und Laune, die meisten Arien haben drollige Refrains, und sind niedlich componirt. Ganz zulezt erscheint ein Eremit in der Versammlung, der sie belehrt, daß man immer lustig und fröhlich seyn müsse, weil es eigentlich gar kein Unglück auf der Welt gebe, als das man sich selbst macht.

Der

Der Couſin Jacques mag mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihm hier nicht beypflichte. Es giebt warlich Unglück auf der Welt! freylich mag unter hundertmalen, das immer unzufriedne Geſchöpf, der Menſch, 99mal ſein eigner Peiniger ſeyn; aber wenn nun Jemand unter der Menge aufgetreten wäre, und zu dem Eremiten geſagt hätte: „Freund! der Tod hat mir mein geliebtes Weib entriſſen!“ — ich hätte doch hören mögen, was der luſtige Eremit geantwortet haben würde. Vermuthlich hätte er ſich durch einen Gemeinſpruch aus der Sache gezogen.

Ich habe einen practiſchen Maasſtab für das Unglück, der mich ſelten trügt. So bald mir etwas unangenehmes begegnet, ſo frage ich mich ſelbſt: „werde ich über ein Jahr um dieſe Zeit noch daran denken? wird es dann noch Einfluß auf mein Schickſal haben?“ — Muß ich dieſe Frage mit Ja beantworten, ſo

nenne

nenne ich das ein Unglück. Alles andere schlage ich mir aus dem Sinne.

So war mir dein Verlust, geliebte Gattinn! ein großes Unglück! denn könnte ich Jahrhunderte alt werden, dich würde ich nie vergessen! —

Am 27sten

Diesen Abend besuchten wir die Comediens de Beaujolois, und litten gräßliche Langeweile. Ein kleines, leeres, kaltes, unfreundliches Haus; häßliche, quäkende Schauspieler, und die schlechtesten Stücke, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben worden. l'Antidramaturge, Lustspiel in drey Acten, von welchen nicht weniger als drey überflüßig waren. Eine eiskalte Abhandlung über die Schauspieldichtkunst, mit der fadesten Liebesintrigue verflochten.

Le bon pere, Opera in einem Act, bon für seine Kinder, höchst langweilig für uns, Bierfiedler-Music, singen konnte keiner unter ihnen, und wehe ihnen! wenn sie einst Rechenschaft geben müssen, von jedem falschen Ton, den sie hienieden herausgegurgelt haben.

Den Beschluß machte endlich le deguisement amoureux, abermals Opera in zwey Acten, die abgedroschenste Intrigue, ein Zwillingsbruder des bon pere. Wir hatten den Muth auszuhalten bis fast ans Ende. Mein Verdienst dabey war eben nicht groß, denn nie habe ich weniger den Zweck erreicht, um dessen willen ich die hiesigen Bühnen besuche, ich meyne Zerstreuung. Nie war ich weniger zerstreut. Den ganzen Abend ist meine Frau bey mir gewesen, sie hat neben mir auf der Bank gesessen, und ich habe mich so selten als möglich aus der süßen Täuschung wecken lassen.

Das Publicum war auch hier, wie überall in Paris, mit seinem Beyfall lächerlich verschwendetisch. Einmal waren sie gar so unverschämt, bey Gelegenheit eines abgeschmackten Chors, bis! bis! zu rufen, und dieß *bis* sprechen sie so weich und ekelhaft aus, daß man gleich dabey an ihre Fricassees denkt. Noch wiederlicher klingt aber dem deutschen Ohre die Aussprache der lateinischen und griechischen Namen in einem französischen Munde. Da ist Brütus, Titus, Anytus, Melitus — o es ist zum übel werden!

Am 28sten.

Die petites affiches de Paris, wovon täglich ein halber Bogen, außer dem Supplement, und oft auch noch mehr herauskömmt, enthalten beynahe jeden Morgen etwas dem Beobachter merkwürdiges, und wer sich die Mühe geben wollte, aus jedem Jahrgange

auch nur das zu ſammeln, was den Bewohner jedes Landes intereßiren muß, der würde jährlich ein artiges Bändgen zu liefern im Stande ſeyn. Ich habe ſchon einige Proben davon gegeben, und ich fahre fort:

Hier iſt ein quatrain, eine Art von Lückenbüßer des heutigen Tageblatts, ſo glänzend geſagt, und doch ſo unwahr.

O bonheur! o chimere! envain l'homme t'implore,
Hélas! pour être heureux, ſes voeux ſont ſuperflus,
En eſpérant, il ne l'eſt pas encore,
En jouiſſant, il ne l'eſt deja plus.

(Vergebens ruft der Menſch des Glückes Göttinn! indem er hofft, iſt er noch nicht glücklich; indem er genießt iſt er es ſchon nicht mehr.)

Ich leugne beydes. Wie? Hoffnung mache nicht glücklich? — o dann wären wir arme Menſchen! Hoffnung iſt die Kindheit

und

und das Jünglingsalter des Glücks. Man wird gegängelt, in den Schlaf gesungen, mit schönen Bildergen hingehalten, und ist man endlich zu der Würklichkeit hinüber geschritten — je nun, so bunt, so lachend ist sie freylich nicht; aber daß der Augenblick des Genusses derjenige sey, in welchem die Hoffnung glücklich zu werden, mit dem Gefühl es gewesen zu seyn verschmelze, — o armer Mensch der das schrieb. . . . .

Der Himmel mag wissen, welchen Genuß der Dichter im Sinne haben mogte. Sprach er vom Becher der Wollust, oder von jeder andern Sinnlichkeit, dann mag er Recht haben. Aber — gewiß ward er nie des einzigen wahren Glücks theilhaftig, des einzigen wofür der Mensch geschaffen wurde, häusliche Ruhe und Freude! er weiß gewiß nicht, wie da die Wochen zu Stunden werden; wie einem alles so gewöhnlich, so alltäglich, und doch

immer lieb ist; wie man immer vorher weiß, was man in der nächsten Stunde thun wird, und es doch gern thut; wie man immer gern nach Hause geht, und nirgends lieber ist, als zu Hause; wie man schon auf der Straße sich freut, daß man die liebe Gefährtinn seines Lebens auf dem und dem Plätzgen, so oder so beschäfftigt finden wird, ob man sie gleich alle Tage da findet; wie wohl der freundliche Empfang dann thut; wie frey man Athem hohlt, wenn man etwa in einer geschraubten Gesellschaft war: wie hastig man Alles herausſagt, alles mittheilt, was einem auf dem Herzen lag; man legt es nieder in das Herz eines Andern, und wird verstanden, und ist leicht und froh; wie heiter man dann zur Arbeit geht, die man sich jeden Augenblick würzen kann, durch ein freundliches Gespräch, oder einen Kuß.

O warlich! warlich! dann reicht man sich oft still und freundlich die Hand, und im An-

ge

ge ſteht geſchrieben: wir ſind glücklich! Auch mein Mund hat es oft laut und dankbar bekannt. Oder iſt das nicht Genuß: und zwar der ſüſſeſte, der einzig Herz befriedigende, der uns hienieden gewährt wurde? die Aufſtufung vielleicht von irrdiſchen Freuden zu überirrdiſchen? —

Doch der Dichter war wohl kein Ehemann, oder irre ich mich — nun ſo iſt ſeine Frau keine Friederike.

Ueberhaupt ſpielen die Franzoſen immer mit Worten, der Dichter mit eſperance, und jouiſſance, der Pöbel mit conſtitution und fédération. Wurden doch heute ſogar bonbons à la fédération angekündigt. Frankreich kommt mir vor, wie eine große bonbonniere, alle die edlen und ſchönen Geſinnungen der Franzoſen ſind überzuckerte bonbons, die ſie zwar in den Mund nehmen, abſaugen, hin- und herwerfen, und eine ſüße

Zunge davon bekommen, die aber auf ihr Innres keine weitere Würkung hervorbringen.

Jedes Tageblatt enthält unter andern einen Artikel: effets perdus ou trouvés (verlohrne oder gefundene Sachen). Die Ueberschrift ist falsch: es sollte eigentlich nur heissen effets perdus (verlohrne Sachen) denn noch nie fand ich, daß etwas gefunden worden sey. Das ist freylich kein Lobspruch für die Ehrlichkeit der Pariser.

Um uns für die Langeweile zu entschädigen, die wir gestern bey den Comediens de Beaujolois ausgestanden hatten, giengen wir heute in die große Oper, und ich gestehe, daß ich selten einen so mannichfaltigen Genuß gehabt habe, den theils dieses prächtige Schauspiel selbst, theils Nebenumstände mir verschafften.

Wir fuhren dieſesmal ſchon um 4 Uhr hin, um einen guten Platz zu bekommen, und erreichten unſern Zweck vollkommen. Gegen die Langeweile hatten wir uns mit Büchern gewaffnet. Man gab Alceſte von Gluck, ein ſchwelgeriſches Gaſtmahl für Ohr und Auge, aber warlich keine lindernde Arzeney für mein Herz! — Kaum hatte das Stück ſeinen Anfang genommen, ſiehe da, gleich arbeitete meine kranke Phantaſie, Aehnlichkeiten und Beziehungen zu ſuchen. Ja es iſt vielleicht lächerlich, aber nicht belachenswürdig: ich ſah im Admet mich ſelbſt, Admet krank, ich auch; ſein Weib opfert ihr Leben für das ſeinige; ich reiſe um meine Geſundheit wieder herzuſtellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieſer Reiſe! hat ſie es nicht auch für mich geopfert? lebte ſie nicht vielleicht noch, wenn ich ſie zurückgelaſſen hätte? — ich lächle ſelbſt über dieſe

ein paar süße, reizende Kinder, doch glaube ich, daß die Ausführung des Telemach ihm noch schwerer werden mußte, als die der Psyche, weil in dem ersteren, außer Telemach, Mentor und dem kleinen Cupido, nicht eine einzige Mannsperson vorkömmt.

Telemach erhält, wie Psyche, alle Sinne in einer lieblichen frölichen Spannung. Wie die hübschen Mädgen herumwimmeln, wie göttlich sie tanzen, wie wollüstig, und doch Grazienvoll jede ihrer Bewegungen, welch reizendes in einander verschlingen, welcher süße Wirrwarr, welche Gruppen! — Für ein Raffinement von Koketterie halte ich es, daß die Unterhosen der Damen von fleischfarbner Seide gemacht sind.

Am meisten belustigte mich an diesem Abend das Erstaunen meines ehstnischen leibeigenen Bedienten, den ich mit mir genommen hatte, um auch ihm eine Zerstreuung zu verschaffen;

denn

denn da der arme Teufel nicht eine Sylbe französisch versteht, so sizt er den ganzen Tag sich selbst gegenüber, und wird von der gräßlichsten Langeweile gemartert. Ich hatte ihn neben mich sitzen lassen, um seine Empfindungen zu beobachten, die so schnell wechselten, als die Decorationen auf der Bühne. Telemachs Schiffbruch starrte er ängstlich an, bey seiner Rettung lächelte er. Als die Nymphen den Wettlauf begannen, als die schönste unter ihnen das Ziel oben auf dem Felsen erreichte, und gleich darauf mit ihren Pfeilen eine weisse Taube von der Stange herunter schoß, da glänzte die Lust in seinen Augen, und er fieng an mit sich selbst zu sprechen. Aber starr, stumm und ohne Athem blieb er fast, als Venus und Cupido sich in einer Wolke herabließen, als das Schiff lichterloh brannte, sich endlich in Wolken verwandelte, die schöne Nymphe gen Himmel fuhr, und Telemach

lemach sich vom Felsen herab in die Fluten stürzte.

Er kam sehr froh nach Hause; ich hatte ihn zwischen diesem Vergnügen und dem baaren Gelde wählen lassen, er hatte das erstere vorgezogen, und seine Wahl schien ihn nicht zu gereuen.

Am 29sten.

Das heutige Tageblatt begehrt einen Hofmeister für einen jungen Herrn von Stande, der aber eine Religion éclairée besitzen müsse. Es ist aber nicht näher bestimmt, was man eigentlich unter dieser aufgeklärten Religion verstehe.

Wir fuhren gegen Mittag in das Institut der Blinden, um den öffentlichen Uebungen beyzuwohnen. Schulz hat dieses Institut so schön und umständlich beschrieben, daß mir

wenig

wenig davon zu sagen übrig bleibt. Doch ich gestehe aufrichtig, daß, ob ich gleich ihre Art zu lesen, zu schreiben, zu drucken u. s. w. bewundere, ich es doch für eine blos unnütze Spielerey halte.

Das Lesen mit den Fingern wird selbst denen, die am geübtesten darinn sind, so beschwerlich, und geht so langsam von statten, daß gewiß kein Blinder jemals Geschmack daran bekommen wird. Auch wäre er sehr zu bedauern, wenn es doch geschähe, da der Bücher für ihn so wenige sind, und in hundert Jahren seine Bibliothek vielleicht höchstens auf zehn Bände anwachsen könnte. Wozu also das bisgen Lesen? unnützer Zeitverlust.

Eben so das Drucken. Sie setzen drey Worte, indessen ein geübter Setzer eine Octavseite fertigt. Also wieder unnütz.

Eben so das Musiciren. Da sie die Noten mit den Fingern lesen müssen, so geht es natürlich

türlich sehr langsam her, ehe sie ein neues Stück lernen, wenn sie sich nicht etwa durch das Gehör helfen. Es scheint aber auch keiner große Freude an der Music zu haben, denn sie spielen alle schlecht, und wissen auch vermuthlich nichts anders zu spielen, als das Chor, welches sie zweymal in der Woche den neugierigen Fremden vorkratzen müssen.

Eben so die Geographie. Daß der Blinde Länder und Städte greift, ey nun ja, ich wundere mich darüber, aber immer dringt sich mir wieder die Frage auf: cui bono? — Das Rechnen mögte allenfalls eine Ausnahme von der allgemeinen Verdammniß machen, aber ich habe doch auch nur sehr kleine Exempel rechnen sehn, die der Blinde vielleicht noch schneller im Kopfe zusammen addiren könnte.

Am lächerlichsten ist mir der Unterricht gewesen, den die Blinden kleinen sehenden Kindern ertheilen. Im Lesen mag es noch hingehn,

gehn, das heißt, wenn das Kind die Buchstaben schon kennt, und der Blinde daher nur mit den Fingern folgen darf, um zu wissen, ob das Kind richtig gelesen. Wie er ihm jedoch die Kenntniß der Buchstaben beybringen könnte, das sehe ich nicht ein.

Belachens- und erbarmungswürdig aber ist es zu hören, wenn der Blinde einen munstern, sehenden Knaben von höchstens vier Jahren, in allen Theilen der Grammatik examinirt. Da muß der arme Junge alle Theile der Redekunst nennen, muß erklären, was ein Substantivum, ein Adjectivum, ein Nomen, ein Pronomen ist, und Alles das geht so unbeschreiblich rasch und schnell, Frage und Antwort folgen immer so Schlag auf Schlag, daß man wohl hört, es werde nur auswendig hergebabbelt. Ich halte daher Alles, was an diesem Institut am meisten auffällt, für bloße Charlatanerie.

Doch ferne sey es von mir, das Verdienst des Stifters und Erfinders schmälern zu wollen, der im Genuß seines guten Werkes so selig zu seyn scheint. Es bleibt auch in der That immer noch genug übrig, um einem Biedermanne das Himmelreich zu erwerben. Das Spinnen, die Seiler- und Gärtler-Arbeit, das Stricken, kurz, jede Handarbeit, die sie in ziemlicher Vollkommenheit verfertigen, ist nützlich, ernähret die armen Unglücklichen, und bewahret sie vor Müssiggang. Für alles übrige Bewunderung so viel ihr wollt, aber keine Achtung.

Einen kleinen Zug muß ich noch nachholen. Zwey Blinde sollten eine Probe ihrer Druckerey ablegen, und der Inspector bat, um eine ihnen vorzulegende kurze Phrase. Ich sagte: Vive la liberté! (es lebe die Freyheit!) Sogleich fiengen beyde an zu setzen. Der Eine brachte mir auch würklich sein vive

la liberté! der Andere hatte aber statt dessen gedruckt: quand elle est sans abus. (wenn sie ohne Mißbrauch ist.) Vielleicht hatte der Lehrer es ihm unbemerkt zugeflüstert.

Zum Beschluß recitirte einer von den ältesten unter ihnen ein Gedicht, welches er selbst gemacht zu haben vorgab.

Wir führen von da auf den Platz, wo ehemals die Bastille stand. Ihre Spur wird kaum noch gefunden. Nichts mehr von den schwarzen hohen Mauern, nichts gräßliches und düsteres mehr. Ein schöner freyer Platz, wo nur noch hin und wieder ein Steinhaufen verräth, daß er ehemals bebaut war. Auch diese wenigen Ueberbleibsel hinweg zu schaffen, fanden wir noch immer eine Menge Leute beschäftigt.

Die Empfindungen, welche den Fremdling auf diesem fürchterlichen Platze ergreifen

sind unbeschreiblich. Jeder Stein an dem man vorübergeht, diente vielleicht einem Elenden zum Kopfkissen; jede Schaufel Erde, die der Arbeiter auf seinen Karren wirft, hat vielleicht Thränen in sich gesogen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit des durch seine Leiden auch unter uns bekanntgewordenen Monsieur de la Tude erwähnen. Er ließ vor einigen Tagen folgendes in die öffentlichen Blätter einrücken:

An die Herausgeber.

„Meine Herren.

„Die Menschen haben mich immer so übel „behandelt, daß es mir Bedürfniß wird von „meiner Dankbarkeit zu reden, wenn ich einmal das Gegentheil erfahre. Ich übergab „vor einiger Zeit ein Exemplar meiner memoires der Committé der französischen Komödie. Unsere heutigen Roscianse haben so

„oft

„oft Gelegenheit, gegen die Tyrannen, und „für die Freyheit zu reden, daß ich glaubte „ihnen mittheilen zu müssen, das, was 40 „Jahr 3 Monate und 14 Tage der Qualen, mir „wohl das Recht gegeben haben, die Archive „des Despotismus zu nennen, u. s. w.“

Er dankt hierauf öffentlich für die freye Entrée, welche die Comediens du roi, ihm, und seiner Wohlthäterinn und Befreyerinn, der Madame le Gros, zugestanden haben. Aber mein Gott! welcher Sprache bedient man sich noch immer mitten in Paris, in einem öffentlichen Blatte!

Monsieur de la Tude ist Officier du genie. Welche Empfindungen müssen diesen Mann ergreifen, wenn er über den großen, freyen Platz geht, von welchem er ehemals einen kleinen Raum von einigen Schritten zwischen vier Mauern bewohnte! welche Gefühle,

wenn er die Gegend sucht und betritt, in welcher dieser kleine Raum gelegen war! jeder Stein muß ihm merkwürdig seyn, denn es ist vielleicht eine vierzigjährige Bekanntschaft.

Abends besuchten wir les ambigus comiques, und fanden da so viel Belustigung und Zerstreuung, als nur immer zu finden möglich seyn mag, wenn man Tages vorher in der Oper gewesen ist. Man gab l'épreuve raisonnable in einem Act, und Bekir et Niza, persisches Drama in zwey Acten. In beyden eine sehr einfache Fabel ziemlich glücklich behandelt, und ziemlich gut gespielt.

Den Beschluß machte eine Pantomime in vier Acten, l'homme au masque de fer. Die bekannte Geschichte der geheimnißvollen eisernen Maske, die unter Ludwig dem Vierzehnten die Bastille bewohnte, und über welche so mancherley Muthmaßungen existiren;

hatte den Stoff dazu hergegeben. Verhielte sich die Geschichte so, wie hier der Dichter träumt, so wären die Räthsel auf einmal gelöst. Die eiserne Maske in dieser Pantomime nemlich, ist des Königs Bruder, beyde sind in ein Mädgen verliebt, das vermuthlich irgend eine Prinzessinn ist. Der König ist der verschmähte Liebhaber, er trifft seinen Bruder zu den Füßen seiner Schöne, sie schlagen sich, die Wache entwaffnet den Prinzen, und nun wird ihm die eiserne Maske vorgelegt. Alle die kleinen Anecdoten, welche uns die Geschichte darüber aufbehalten, sind benuzt, der Gouverneur immer fertig mit der Pistole den Gefangenen aus der Welt zu schaffen, im Fall er es wagen sollte laut zu werden; der silberne Teller auf welchen der Gefangene kritzelt, und ihn einem Fischer zuwirft der nicht lesen kann; u. s. w.

Allein vom dritten Aufzuge an jagt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Die Maske sitzt im Gefängniß, und spielt auf der Cither, man antwortet ihm von unten herauf auf der Flöte. Die Maske sinkt Gott weiß wie hinunter, und holt seine Geliebte herauf, die Gott weiß wie dahin gekommen ist. Sie hat, Gott weiß wie, erfahren, daß hinter einem Stein der Mauer ein Dolch und eine Pistole verborgen sind, mit dem ersteren bewaffnet sie sich, mit dem letzteren den Prinzen; dieser erschießt den Gouverneur, und giebt sich der Wache zu erkennen, die ihn, Gott weiß warum, für ihren König anerkennt. Er flieht nun, Gott weiß wohin; wird verfolgt, Gott weiß von wem; findet Hülfe, Gott weiß wo; schlägt sich tapfer herum, siegt, und sieht am Ende mit seiner Donna ruhig zu, wie die Bauern und Bäuerinnen vor ihm herumtanzen.

Die

Die Musik fiel sehr angenehm ins Ohr, freylich nur aus hundert Opern zusammengetragen, aber was schadet das? wenn sie nur zu der Empfindung paßt, die sie eben ausdrücken soll.

Sonst ist eine Pantomime ein Ding, dem ich keinen Geschmack abzugewinnen weiß. Man muß Alles rathen, man tappt mit der Einbildungskraft immer im Finstern herum, und die spielenden Personen müßten sehr ausgezeichnete Talente, oder die Zuschauer eine starke Uebung besitzen, wenn jede Bewegung richtig ausgelegt werden sollte.

Am 30sten.

Diesen Abend lockte mich ein neues Schauspiel mit Gesängen in das theatre italien, weil ich aus den Affichen sah, daß man es in sehr kurzer Zeit sechs und zwanzig mal gegeben hatte. Es heißt Euphroline ou le

tyran corrigé. Das Haus war auch dieses-mal sehr voll, und ich fand, daß das Stück seinen Ruf verdient.

Drey Schwestern, arme Waysen, werden an einen Hof gebracht, wo die Laune eines Despoten herrscht, wo kein Unterthan sich dem Fürsten zu nähern wagt, wo man keine Leidenschaft kennt als Herrschsucht, und keine Freude als jagen, turnieren, kriegen; wo jedes sanfte Gefühl ein Verbrechen ist. Die ältere der drey Schwestern, Euphrosyne, übernimmt es mit vieler Zuversicht, den wilden Despoten in einen guten Fürsten, den immer schlagfertigen Ritter in einen girrenden Liebhaber zu verwandeln, und — es gelingt ihr.

Das ist der Plan des Stücks, das einzelne, sehr niedliche Details hat, besonders die Scene, in welcher der Fürst seine neue Leidenschaft mit Schrecken gewahr wird, aber

dem

dem Dinge keinen Nahmen zu geben weiß; den Leibarzt rufen läßt, um zu erfahren was ihm eigentlich fehle, und mit Beben erfährt, seine Krankheit sey die nemliche, die einst Troja verwüstet, und die Könige aus Rom verjagt — sey Liebe! und dann die Scene, in welcher der Fürst, eben im Begriff ein Treffen zu liefern, bereits gewappnet mit Helm, Schild, Lanze und Schwerdt, Euphrosynen seine Liebe bekennt, sie aber, ihn neckend, Furcht vor seinen kriegerischen Zurüstungen heuchelt, ihn Stück vor Stück entwaffnet, und als er nun ganz Waffenlos vor ihr stehe, auf seine Frage: ob er ihr so gefalle? doch noch antwortet: nein, du bist mir zu groß, ich muß an dich hinaufsehn, das macht mir Halsweh. Er, den Wink verstehend, sinkt zu ihren Füßen, und nun bewaffnet sie ihn selbst wieder, und ernennt ihn zu ihrem Ritter.

Auch die Muſic iſt mehr als ursig, iſt beynahe ſchön. Vorzüglich wurde ein Duett ſehr beklatſcht, bey welchem mir Hören und Sehen vergieng. Eine gewiſſe neidiſche Gräfinn ſucht den neuverliebten Fürſten eiferſüchtig zu machen, es wird es, ſie freut ſich darüber, und dieſe Eiferſucht, und dieſe Schadenfreude geben die Veranlaſſung zu einem wütenden Duett, in welchem zuletzt, da eines das andere im Singen nicht mehr übertreffen konnte, beyde anfiengen, ganz acerulos und tonlos zu ſchreyen, aber ſo zu ſchreyen, daß es auf die widrigſte Weiſe durch Mark und Bein drang. Das Publicum ſchien dieß für ſuperieurement bien zu halten, und miſchte ſeinen tobenden Beyfall in das gewaltige Rauſchen der Muſic, in das wütende Geſchrey der Sänger; Alles zuſammen genommen, ließ die Annäherung des jüngſten Tages erwarten.

Beyde

Beyde, Acteur und Actrice, sanken am Ende links und rechts in ein paar Sessel, und arbeiteten so heftig mit der Brust, daß es schien, als wolle sie zerspringen. Einer meiner Nachbarn behauptete zwar, das sey nur Grimasse, um die Zuschauer zu rühren, wenn sie sähen, wie man sich um ihres Vergnügens willen aufopfere; ich aber glaubte gern, daß es Ernst gewesen, denn ich wäre ja beynahe vom bloßen Zuhören krank geworden.

Einen Uebelstand der französischen Bühne, den ich heute nicht zum Erstenmale bemerkte, muß ich noch rügen. So oft nemlich ein französischer Schauspieler sich in seiner Rolle gegen einen Andern stolz zu benehmen hat, sey dieser Stolz auch übrigens noch so edel, so dreht er ihm unfehlbar den Rücken zu, und spricht ganze Scenen lang mit der Wand, indessen der Andere mit seinem Hintertheile redet. So machte es heute der Fürst

mit

mit der Gräfinn, ſo machte es neulich im Theatre de la nation Titus mit dem Geſandten des Porſenna, ſo machte es im theatre de Monſieur Socrates mit dem Oberprieſter, kurz, das abgeſchliffenſte Volk von der Welt, hat für den Ausdruck des edlen Stolzes keine andere Bewegung, als die, dem andern den H— zuzukehren.

Man gab noch eine kleine Oper in zwey Acten, die auch recht angenehm unterhielt, denn Geſang und Orcheſter ſind, im Ganzen genommen, bey dieſer Bühne vortrefflich. In Deutſchland, wo man nicht ſehr freygebig iſt, hätte man das kleinere Stück gewiß weggelaſſen, da Euphroſyne ein Stück in drey Aufzügen iſt, und volle zwey und eine halbe Stunde ſpielt. Aber mit zwey und einer halben Stunde läßt ſich der Pariſer nicht abſpeiſen, er muß ſeine vier Stunden haben, und er hat Recht. Ehemals war es bey uns auch ſo,

doch

doch je höher der Gehalt unſerer Schauſpieler ſteigt, je weniger glauben ſie ſich dem Publicum verpflichtet.

Die kleine, liebe, unſchuldige Roſe Renaud ſpielte heute auch wieder mit. Ich erblicke bey dem Worte unſchuldig ein Faunslächeln auf dem Geſichte manches meiner Leſer; aber ich bitte euch, laßt mir die ſüße Täuſchung. Ich halte ſie nun kurz und gut für unſchuldig, und das macht mir Freude. Was auch Erfahrung und Weltkenntniß mir ſelbſt dagegen einwenden, das ſchlage ich mit der tröſtlichen Wahrheit nieder: es giebt Ausnahmen, und Roſe Renaud iſt eine Ausnahme. Wenigſtens hat ſie die Uniform der Tugend, die Sittſamkeit noch nicht abgelegt, und ſo lange ſie die Uniform trägt, ſo lange glaube ich, und will es durchaus glauben, ſie ſey im Dienſte der Tugend.

Am 21sten.

Aus dem heutigen Tageblatte.

Edle That des Pfarrers zu Ternan, nahe bey St. Jean d'Angely.

Der unglückliche la Tierce, Herr der Burg Varaise, bebte in der Mitte von 15 bis 1800 aufgewiegelten Meuchelmördern, die mit Messern, Sensen, Sicheln und Beilen über ihn herfielen. Plötzlich stürzt ein Geistlicher, Pfarrer des Kirchspiels zu Ternan, sich zwischen das blutende Opfer und die Henker. Seine Gegenwart hemmt auf einen Augenblick ihre Wuth. Er redet die Sprache des Gottes dem er dient, die Sprache des Friedens; er schildert das Henkermäßige ihres Verfahrens, sagt ihnen, daß nur das Gesetz im Nahmen der Gottheit strafen dürfe, und schlägt ihnen vor, den Herrn la Tierce in ein Gefängniß zu sperren, bis man ihm sein Urtheil gesprochen.

Um-

Umsonst! das Gedränge um sie her wird immer größer, die Wuth immer zügelloser.

Jetzt erblickt der Geistliche die offne Thür eines Hauses, bis vor welche das heftige Drücken und Drängen des Volks, ihn und das Schlachtopfer von ungefähr gestossen und geschoben hatte; er wagt es zu hoffen, er stößt den Gegenstand der Volkswuth rasch in das Haus, stürzt sich ihm nach, und schlägt die Thür hinter sich zu.

Alles vergebens! die Unsinnigen sprengen die Thür in einem Augenblicke, reissen la Tierce aus den Armen des Geistlichen, und schleppen ihn von neuem auf den Markt. Der Geistliche achtet nicht der Gefahr seines eignen Lebens, er drängt sich mit Gewalt mitten unter die Henker, und da man seine Stimme nicht mehr hört, da seinem unbewaffneten Arm nichts anders übrig bleibt, so schlingt er ihn um den bebenden la Tierce, drückt ihn gegen

seine Brust, und wähnt, ihm so zum Schilde zu dienen. Aber in diesem Augenblick empfängt la Tierce einen Sensenhieb über den Kopf, und eine Flintenkugel in die Brust. Der Unglückliche fällt, und besprützt mit seinem Blute seinen edelmüthigen Vertheidiger.

Am 29sten hielt die königliche Gesellschaft des Ackerbaues ihre öffentliche Sitzung. Unter den Preisen, welche sie vertheilte, ist die silberne Medaille von 100 Livres der Madame Rattier, Frau eines Valet de Charrue (Karrenführer) zuerkannt worden, und die Handlung, wodurch sie diesen Preis verdient hatte, versetzte die ganze Versammlung in eine süsse Rührung.

Dieser edlen Frau wurde vor fünf Jahren ein Kind anvertraut, dessen Eltern sie seitdem nicht wieder ausfündig machen konnte. Sie selbst hat vier Kinder und nicht mehr als

50 Tha-

50 Thaler jährlich einzunehmen, welche ihr Mann im Schweiß seines Angesichts verdient. Doch verließ sie ihren kleinen Zögling nie. Man rieth ihr vergebens, ihn in's Fündelhaus zu bringen, und selbst dann, als die immer steigende Theurung aller Lebensmittel sie in Mangel und Noth versetzte, fuhr sie fort, für die arme verlassene Wayse zu thun, was sie für ihre eignen Kinder that.

Solche Züge von Herzensgüte, sind freylich, Gott sey Dank! unter allen Völkern nicht selten, aber — man muß gerecht seyn — nicht unter allen Völkern werden sie öffentlich bekannt und belohnt.

Eine neue Probe von Sittenverderbtheit in dem nemlichen Tageblatt.

Ein junges Frauenzimmer, von angenehmen Umgange, die lesen, schreiben, und mit der Wäsche umzugehn versteht, wünscht als

Gesellschafterinn bey einem einzelnen Herrn anzukommen. — In Deutschland würde man mit Fingern auf eine Person deuten, die sich öffentlich als Gesellschafterinn eines einzelnen Herrn, zu deutsch Maitresse, ausbietet.

Als ich diesen Morgen bey dem Baron G — frühstückte, ließ die Wittwe Calas ihm den Tod ihres einzigen Sohnes melden. Sein Tod ist zugleich der Fall ihrer lezten Stütze. Die unglückliche Frau! ich fühlte in diesem Augenblicke, daß es doch noch grössere Leiden giebt als die meinigen. Zwar hat sie mit dem Tode ihres Mannes gewiß nicht mehr verlohren als ich, aber sie hat es auf eine schreckliche Art verlohren. Unbegreiflich ist es mir, daß sie noch lebt, oder daß sie noch ihres Verstandes mächtig ist, und beynahe mögte ich mit Lessing ausrufen: wer über gewisse

wisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Baron G — sagte mir, sie sey schon seit einigen Jahren sehr schwach, und fast fühllos geworden gegen Alles was um sie her vorgeht.

Dieser Baron G — dessen Bekanntschaft ich nicht ohne Vorurtheile machte, da ich sie kurz vorher die Suite des Confessions de Rousseau gelesen hatte, ist der liebenswürdigste Greis, sanft und zuvorkommend, einnehmend und liebreich, bekannt in allen Fächern der Wissenschaften, doch nie sein Wissen ausstreuend, sondern immer nur das Gespräch auf die natürlichste, ungesuchteste Weise durch seine Kenntnisse würzend. Der gute Rousseau war gewiß nicht selten Visionnär.

Hernach habe ich diesen Morgen noch mancherley Dinge gesehn. Ich bin auf der Bibliothek des Königs gewesen, es ist aber eben

so gut, als ob ich nicht da gewesen wäre. Denn wenn es bekannt ist, daß man daselbst dreymalhunderttausend gedruckte Bücher, und hunderttausend Manuscripte findet, und wer übrigens weiß wie ein Buch aussieht, der weiß gerade so viel davon als ich; oder man müßte mich darum beneiden, daß ich schöne lange Säle durchwandert habe.

Eine große Bibliothek auf eine halbe Stunde lang zu besehen, kommt mir am Ende eben so zwecklos vor, als einen großen Gelehrten zu besuchen. Das seltenste Buch sieht von aussen eben so aus, als der neueste Leipziger Meßartikel, so wie der größte Gelehrte sich durch nichts äusserliches von seinen dümmern Brüdern unterscheidet. 300000 Menschen kann man allenfalls manövriren lassen, aber 300000 Bücher kann man nur ansehn.

Die Manuscripte auf Papyrus und auf Wachstafeln habe ich mit Interesse gesehn. Ist

noch

noch ein Stämbgen von der Hand übrig, welche diese Züge entwarf? — Die beyden grossen Globen, von denen man viel Rühmens macht, scheinen mir doch durch den Gottorpschen Globus in Petersburg übertroffen zu werden, obgleich unser Führer das Gegentheil versicherte.

Dieser unser Führer war ein Abbee, dessen Nahmen ich vergessen habe. Statt uns die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu zeigen, oder auch nur auf unsere Fragen zu antworten, hatte ihn der Henker alle Augenblicke in der Politik. Er bewieß mir, der ich ohne ihn schon davon überzeugt war, der Friede mit Schweden sey ein Meisterstück von rußischer Seite; er entwickelte den Plan einer französischen Allianz mit Rußland, zu welcher wir beyde wohl wenig beytragen werden; er berührte kürzlich die Verhältnisse der europäischen Höfe gegeneinander, kurz, er jagte mich

aus der Bibliothek des Königs mit dem flammenden Schwerdte seiner Beredsamkeit über Hals und Kopf heraus.

Die Bibliothek der Sorbonne, wohin ich nun fuhr, ist klein, besitzt aber auch einige seltene Manuscripte. Man hat deren in den letzten Tagen einige gestohlen, und der Aufseher, der uns herumführte, ließ uns merken, daß die Herren von der Sorbonne selbst, sie mitgehn heissen; da ein jeder von ihnen einen Schlüssel von der Bibliothek besitze, und sonst niemand hinein komme. Ich kann das den Leuten nicht verdenken, denn sie erwarten in kurzem das Decret von der National-Versammlung, Kraft dessen auch ihr Eigenthum für das Eigenthum der Nation erklärt werden soll.

Das Grabmal des Cardinal Richelieu, in der Kirche der Sorbonne, ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Der Kardinal ruht in den Armen der Religion, zu seinen Füssen die wei-

meinunder, verhüllte Weisheit in Gestalt eines Weibes. Dergleichen läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehn. Wissen mögte ich aber, warum Griechen und Römer, Franzosen und Italiäner, die Weisheit in Gestalt eines Weibes abbilden, und warum wir uns denn doch immer über gelehrte Frauen lustig machen? Nur von Stein mögen wir die weibliche Gelehrsamkeit leiden.

Da ich an dem Gewölbe der Kirche einige Arbeiter auf Gerüsten sah, so frug ich, was man da mache? — Man nimmt, war die Antwort, auf Befehl der National-Versammlung, das Wappen des Kardinal Richelieu, welches hie und da prangt, allenthalben weg.

Warum das?

Weil alle Wappen im ganzen Reiche proscribirt sind.

Das ist lustig. Richelieu hat sich einen Adel errungen, den keine National- und keine

Völker-Versammlung ihm rauben wird, wenn man auch alle seine Wappen zertrümmert.

Die Façade der Kirche der heiligen Genovefa hat mich entzückt. Hätte ich mein Auge zu gleicher Zeit für alle die armseligen Hütten rings umher verschließen können, so würde meine Einbildungskraft mich nach Athen versetzt haben, denn bey dieser Kirche erinnert auch kein spitzig in die Wolken hinausgaffender Thurm, an den allerchristlichsten König und das achtzehnte Jahrhundert. Aber der schöne freye Platz ist mit Hütten — wie soll ich es nennen? — eingezäunt.

Das theatre italien kündigte auf heute die erste Vorstellung eines kleinen Schauspiels an, dessen Titel mich unwiderstehlich anlockte les derniers momens de Jean Jacques Rousseau (Rousseaus letzte Augenblicke). Die

Vor-

Vorstellung dieses Sonderlings auf der Bühne hat mich ausserordentlich bewegt. Alles was er sagte, war aus seinen Schriften gezogen, Alles was er that, gründete sich auf historische Wahrheit.

Das Stück spielt in Rousseaus Zimmer in Ermenonville. Ein Klavier, ein Schreibtisch, und das Bild der Madame de Warens sind dessen Zierrathen. Therese, Rousseaus Frau, und seine alte achtzigjährige Amme, unterhalten sich von den traurigen Schicksalen dieses verfolgten Weltweisen, von der Ruhe, die er jezt genießt, und haeren mit Verlangen auf seine Zurückkunft von einem gewöhnlichen Morgenspaziergange, um mit ihm zu frühstücken.

Nun erscheint Rousseau? Der Schauspieler, der ihn darstellte, hatte ihn gewiß sehr treu copirt, denn im ganzen Hause entstand auf einmal ein froher Tumult. Wahrscheinlich hatten ihn die meisten der Zuschauer selbst

gekannt,

gekannt, oder doch oft gesehn; ein schallendes Bravo! tönte dem Künstler entgegen — und — Rousseaus Wittwe, die würklich im Schauspiel war, wurde ohnmächtig.

Seine Kleidung war ganz grau, auf dem Kopfe eine runde Perücke, seine Knie ein wenig gebogen, sein Gang ängstlich, sein ganzes Wesen sehr sanft und heiter. Er trug unter dem Arm ein Bündel Kräuter, und in der Hand ein Vogelnest, in welchem er seinen Hausgenossen sechs Junge zeigte. Als Therese ihn wegen der Einsamkeit schalt, die Jungen der Mutter geraubt zu haben, da erzählte er mit rührender Naivetät, wie er seit vierzehn Tagen jeden Morgen diese Vögel belauscht, wie er heute Zeuge gewesen, als die Mutter sie gefüttert, aber gleich nachher von einem Sperber zerrissen worden sey. Da habe er denn das Nest mitgenommen, und bitte sie, die Kleinen zu erziehen.

„Was willst du denn damit machen? fragte Theresse.

„Ihnen die Freyheit geben, sobald sie sie „gebrauchen können.“

Gleich diesen erste Zug erhielt ausserordentlichen Beyfall, der nach und nach immer stärker und schallender, und zugleich lauter wurde. Man ließ beynahe keine Periode vorbeygehen, ohne sie zu beklatschen, daß einem die Ohren gellten. Ich habe gar nicht geklatscht, aber ich habe gelacht.

Darauf setzt sich Rousseau mit seiner kleinen Familie zum Frühstück, und siehe da, es war das lebendige Bild des Frühstücks, wie er es in seinen Confessions beschreibt, zu der Zeit als er noch bey dem Marechal de Luxembourg wohnte. Ich kann meine innerliche Rührung, und doch heftige Bewegung bey alle dem nicht beschreiben. Die Thränen drängten sich unaufhörlich in mein Auge, ich

gab

gab mich ganz der Täuschung hin, die noch weit größer gewesen seyn würde, wenn das verdammte Klatschen sie nicht alle Augenblicke unterbrochen hätte.

Das Frühstück ist geendigt, und Rousseau empfiehlt seiner Therese, zu einer armen Frau zu gehn, die mit dem achten Kinde in den Wochen liege, und hülfsbedürftig sey. Bald nachher erscheint ein junger Tischlergesell, der einige Arbeit für Rousseau bringt. Rousseau liest Kummer auf seinem Gesicht, frägt ihn, und erfährt, sein Vater solle heute wegen einer Schuld von 300 Livres ins Gefängniß wandern, und er, der Jüngling, verliere eben dadurch ein geliebtes Mädgen, das er im Begriff gewesen sey zu heyrathen, und das der Vater ihm nun nicht geben wolle, da er seine Familie für entehrt halte. — Rousseau beklagt seine Ohnmacht ihm zu helfen. — Der Jüngling bittet, ein gutes Wort für ihn

bey

bey Herr von Girardin dem Herrn des Gutes einzulegen. Rousseau verspricht es.

Als der junge Mensch fort, und Rousseau eben darauf denkt, ihm Wort zu halten, bringt ihm Monsieur Duval einen Brief von seinem Buchhändler Rey, und 300 Livres, als die Auszahlung der jährlichen Rente, welche Rey ihm ausgesetzt hatte. (Im Vorbeygehn muß ich anmerken, daß Duval eine National-Kokarde am Hute trug, und durch diesen Anachronismus der Täuschung gewaltig schadete.)

Rousseau, höchst erfreut über diesen Zufall, hält Rath mit seiner Frau und Amme, ob sie jetzt Geldes bedürftig sind? und da sie ihm Nein antworten, so schickt er sogleich wieder nach dem jungen Tischlergesellen, und giebt ihm den vollen Beutel. Dieser glaubt, Mr. de Girardin mache ihm dieß Geschenk, und der schönste Zug — Rousseau läßt ihn bey diesem Glauben. — Der Jüngling will ihm

aus

aus Dankbarkeit für seine kräftige Fürsprache zu Füssen fallen. „Das ist erniedrigend für dich „und mich,“ sagt der Weltweise.

„Darf ich — darf ich“ — stottert der Jüngling zitternd, indem er seine Arme gegen seinen Wohlthäter ausbreitet.

„Ey warum nicht?“ sagt Rousseau, und drückt ihn an sein Herz. Wenig Augen blieben bey dieser Scene trocken.

Der Jüngling fliegt nun seinen Vater zu befreyen, und Rousseau erhält einen Besuch von seinem Freunde, Monsieur de Girardin, welchem er entdeckt, daß er seine letzte Stunde herannahen fühle, daß er diesen ganzen Morgen eine ungewöhnliche Schwäche verspürt habe, daß sein Auge dunkel geworden sey, und er umsonst versucht habe, zu lesen. Er dankt dem braven Manne, der ihm eine Zuflucht gab, wo er ruhig sterben kann, für alle seine Freundschaft, empfiehlt ihm sein Weib,

und

und ſchenkt ihm zum Andenken ſein eigenhändiges Manuſcript von Contrat Social, welches Girardin mit Entzücken annimmt, an ſeine Lippen drückt, und — nun kommt eine franzöſiſche Uebertreibung — behauptet, Gott habe dieſes Werk dictirt. Wir werden alſo bald einen fünften Evangeliſten haben.

Jezt erſcheint der junge Tiſchler wieder, mit ſeinem Mädgen und ſeinem Vater, welche alle den Herrn Girardin mit feurigen Dankſagungen überhäufen, die dieſer natürlich gar nicht verſteht, und nicht zu deuten weiß. Rouſſeau genießt dabey ſchweigend eines ſeligen Augenblickes, und als ſeine Thereſe den Umſtehenden das Räthſel löſt, umringen ſie ſeinen Seſſel und liebkoſen ihm.

Doch nun fühlt er immer näher und gewiſſer den lezten Augenblick ſeines Lebens. Er läßt das Fenſter öffnen um noch einmal die Sonne zu ſehn, und bewundert zum lezten-

male die Pracht der Schöpfung. „Das ist Gott! Gott der mich zu sich ruft!“ Mit diesen Worten sinkt er zurück auf den Sessel, die Umstehenden bilden eine rührende Gruppe um ihn, und der Vorhang fällt.

Also würklich ein Trauerspiel, und das erste französische Trauerspiel in Prosa, und das erste, worinn die Schauspieler vernünftig, natürlich, und ohne Luftsäbeln spielten. Mögte der außerordentliche Beyfall den dieses Stück erhielt, die Franzosen belehren, daß dieser Weg der Weg der Natur ist, der einzige, um allen Völkern, in allen Zeiten zu gefallen. Als der Vorhang fiel, waren tausend Schnupftücher in Bewegung, tausend Stimmen riefen laut, und zweytausend Hände klatschten. l'Auteur! l'Auteur! erscholl es auf einmal aus allen Winkeln und Ecken, aus Logen und Parterre.

Es währte lange, ehe man auf der Bühne darauf zu achten schien, aber das Geschrey verdoppelte sich, und tobte unaufhörlich fort. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe. Ein Schauspieler trat auf und sagte: „Messieurs, der Verfasser ist Monsieur Bouilly, der nemliche, dem wir auch Pierre le grand zu verdanken haben.“

Der Vorhang fiel wieder, aber der Lärm hörte drum noch nicht auf. l'auteur! l'auteur! kreischte man in eins fort, und unter beständigem Händeklatschen. Nach zehn Minuten ungefähr, da man sah, das Publicum werde sich nicht beruhigen, gieng der Vorhang abermals auf, ein Schauspieler erschien, und sagte: Messieurs, nous avons cherché l'auteur par tout, mais il n'est pas ici. (Meine Herren, wir haben den Verfasser überall gesucht, aber er ist nicht hier.)

Il est ici! Il est ici! (er ist hier!) schrie das ganze Haus. Woher sie das so gewiß wußten, das begreife ich nicht. Vielleicht hatte man ihn während der Vorstellung in einer Kulisse stehen sehn. Endlich, da das Publicum sich auf keine Weise abspeisen ließ, so trat der Verfasser sehr bescheiden, und sehr verlegen wie es schien, auf die Bühne, und machte eine tiefe Verbeugung, worauf er sich unter dem tobendsten Beyfall zurückzog.

Jean Jacques! Jean Jacques! schrie nun Alles so lange, bis auch der Schauspieler, der den Rousseau gespielt hatte, hervortrat. Der Verfasser hielt ihn an der Hand, beyde verbeugten sich ehrerbietig gegen das Publicum, und darauf umarmte der Dichter den Künstler öffentlich. Beyde giengen Arm in Arm ab. Den unaussprechlichen Tumult des Publicums muß man selbst gehört haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen.

Die

Die andern beyden Stücke, welche man heute gab, waren unerträglich langweilig. Lucas et Luzette, Oper in einem Act, Felix Oper in drey Acten, fade Muſic, fader Text, fade Intriguen. Lächeln mußte ich über die alte Amme, welche im Felix vorkömmt, und eine Deutſche ſeyn ſoll. Das arme Weib hatte das Deutſche ganz vergeſſen, denn ſie radebrechte einige Worte auf das jämmerlichſte. Ja Herr. *Habit* blau. Kruſe Rock.

Die Pariſer Fiſchweiber erhalten heute im Journal de Paris ein ſo ausgezeichnetes Lob, daß ich mich nicht entbrechen kann, es zu überſetzen.

„Die Dames de la Halle, heißt es daſelbſt, wurden bey Eröffnung dieſer Sitzung vorgelaſſen, und brachten ihre guten Wünſche dar, für den glücklichen Erfolg der Bemühungen der Repräſentanten der Nation.

Die Versammlung hörte diese Wünsche gern, aus welchen das Herz des Volkes sprach. Man weiß, daß die Damen der Halle schon öfter in dieser Revolution aufgetreten sind, und immer voll Vaterlandsliebe. Ihr Karakter, von jeher zur Unabhängigkeit geneigt; das Freye in ihren Reden, das man ihnen selbst dann verzeihen mußte, als man noch so wenig verzieh; Alles das mußte ihnen einen vorzüglichen Eifer für die öffentliche Freyheit einflößen, und wie unbekannt müßte man mit den Ursachen seyn, die auf diese Begebenheiten Einfluß gehabt haben, wenn man an dem ihrigen zweifeln könnte."

„Vor einiger Zeit hätte eine solche Bemerkung den Leuten von gutem Ton vielleicht manche Spötterey entlockt, die ihnen sehr witzig vorgekommen seyn würde; aber was ist er denn izt, dieser gute Ton? was ist aus ihm geworden in dem Augenblicke, wo die

männ-

männliche und stolze Stimme der Freyheit sich erhub?“

Freylich, dieser gute Ton ist verschwunden. Ob aber die Fischweiber etwas besseres an seine Stelle geliefert haben, das kann jeder beurtheilen, der sich auch nur drey Tage in Paris aufhält.

Am 1sten Januar 1791.

Sey freundlich gegrüßt, erster Tag in diesem neuen Jahre! Gott sey Dank! das unglücklichste Jahr meines Lebens liegt hinter mir! ich bin gewiß, es muß besser mit mir werden, weil es nicht schlimmer werden konnte. Die Zukunft kann mir wenig rauben, aber viel wiedergeben. Ich habe keine Hoffnungen mehr für diese Welt, was ich da verlor, ist unersetzlich! aber sey willkommen du neues Jahr! ein Schritt näher zu den Hoffnungen jener Welt! —

Vor einem Jahre um diese Zeit sas ich in meinem Studierzimmer, mein Wilhelm trat herein, und recitirte keck und wohlgemuth einen niedlichen Neujahrswunsch, den die Mutter ihn gelehrt hatte, und die Mutter stand hinter der Thür und lauschte, ob er es auch recht machen werde? Ich schloß sie in meine Arme, sie weinte. „Warum weinst du?“

„Ach! daß ich dir vor einem Jahre an „diesem Tage vergebens die Wiederherstellung „deiner Gesundheit wünschte, und sie dir vielleicht heute wieder vergebens wünsche.“

„Sey ruhig,“ sagte ich, „ich bin ja glücklich, und habe frohe Tage in diesem Jahre „erlebt, und die frohsten durch dich!“.

Ja freylich war ich glücklich, meinem siechen Körper zum Trotz. Ich bin seitdem gesunder geworden, aber mein froher Muth ist zu Grabe gegangen, der einzige Genuß, der mir übrig blieb, sind die Freuden

den der Vergangenheit, meine einzige Hoffnung, die Freuden der Zukunft, einer Zukunft, wo ich sie wiederfinde! sie, die unter Millionen Mädgen allein mich ganz glücklich machen konnte, sie, die ich unter Millionen würklich finden mußte — um sie zu verlieren! — Warum mußte ich sie finden! — und doch — um alle Schätze der Welt mögte ich diese frohen sechs Jahre nicht aus meinem Leben wegstreichen, mögte nicht die kleinste meiner Freuden vergessen, wenn ich es auch könnte. Der Fluß Lethe der Griechen scheint mir eine abgeschmackte Erfindung zu seyn. Als ob nicht überall, und gewiß auch dort noch, die Rückerinnerung den größten Theil unserer Freuden ausmachte? — Ja, meine theure angebetete Friederike! gewiß gedenkst auch du noch meiner! vielleicht an dem heutigen Tage, wenn es anders für dich noch Tage und Stunden giebt; vielleicht in diesem

Augenblicke, da dieſe Thräne deinem Andenken warm über meine Wange herunterfließt, und auf den kleinen Hund fällt, der dein Liebling war, und der nun immer auf meinem Schooſe liegt, wo er, wie du weißt, ſonſt nicht liegen durfte.

Ich war dieſen Morgen in der alten Kirche de notre Dame, ein gothiſches, geſchmackloſes, und doch Ehrfurcht erweckendes Gebäude, inwendig mit theils vortrefflichen Gemählden geziert. Die catholiſchen Kirchen ſind doch alle weit zweckmäßiger gebaut und ausgeſchmückt, als die proteſtantiſchen. Man wird hingeriſſen zur Frömmigkeit, man mag wollen oder nicht, und am meiſten dann, wenn es ganz ſtill in der Kirche iſt, wenn weder Geſang, noch Meſſe, noch Predigt, die Andacht ſtört, ſondern nur einzelne Leute ab- und zu-gehn, hier und dort

hin-

hinknieen und leise beten. In protestantischen Kirchen mangelt es ganz an Stille. Man hat geglaubt, die Frömmigkeit müsse auch Zeitvertreib haben, könne nicht aus sich selbst den Faden der Andacht spinnen, darum jagt ein holpriger Gesang den andern, und Gebete und Litaneyen verfolgen sich bis zum Ekel. Ist das vorbey, so schließt man den Tempel zu, und der liebe Gott giebt weiter keine Audienz, für solche, die gern still und andächtig in einem Winkel knieen, und vor dem Schöpfer der Welten ihr Herz ausschütten mögten, ohne durch Singsang und langweilige Predigten daran gehindert zu werden. Um allen Vorwurf der Partheylichkeit von mir abzulehnen, muß ich noch hinzusetzen, daß ich ein Lutheraner bin.

In der großen hohen Kirche de notre Dame fanden wir kaum ein Dutzend Leute, die, ohne auf uns zu achten, hier und dort

auf

auf den Knieen lagen. An einem der dicken Pfeiler der Kirche sas eine Nonne, mit sechs kleinen, uniform gekleideten Mädgen. „Das sind Fündelkinder, sagte unser Führer, das Fündelhaus ist nur wenige Schritte von hier.“

Sogleich richteten wir unsern Weg dahin, und — Dank dir Gott! für die ersten süßen und frohen Augenblicke in diesem neuen Jahre. Wir wurden in einen großen Saal geführt, welcher in vier Reihen hundert kleine Betten faßte, in jedem Bette lag ein Kind, keines über ein Jahr alt, alle sauber gewaschen und gewickelt, bey allen das Bettzeug weiß wie gefallener Schnee, die Luft rein und temperirt, ohne den mindesten üblen Geruch.

Eine alte Nonne kam uns entgegen, und empfing uns mit der offensten Heiterkeit. „Kommen Sie, sagte sie, meine zahlreiche Familie zu besuchen? ich bin eine glückliche

Mut-

Mutter, ich habe heute zum Neujahrsgeschenk schon zehn kleine Kinder bekommen.“ Sie zeigte sie uns, man wusch und speiste sie eben. Eine Menge erwachsener Mädgen, auch Findelkinder, saßen vor dem Kamin, reichten sich die kleinen Ankömmlinge wechselsweise zu, und vergalten so an diesen armen Dingern, was man einst an ihnen gethan hatte. Man hätte glauben sollen, hundert Kinder müßten ein gewaltiges, ununterbrochenes Geschrey machen, aber man hörte nur wenig quäken, ein Beweiß, daß sie sich wohl befinden, und ihnen nichts mangelt.

Das Findelhaus hat im verflossenen Jahre 5842 Kinder aufgenommen, es hält 17000 Ammen auf dem Lande, aber die gute alte Nonne klagte, daß es ihr jezt so schwer werde, Ammen zu bekommen, da sie sie nicht bezahlen könne, seit man ihr kein Geld mehr auszahle, und die Nationalversammlung sich

des

des Hauses noch nicht angenommen habe. Sie zeigte uns, wie die Kinder mit Reis und Milch gefüttert wurden, welche Methode sie gar nicht billigte. Vor einigen Jahren hatte man alle Ammen abschaffen, und diese Art, die Kinder zu speisen, durchgehends einführen wollen, aber man hatte bald von diesem Vorhaben wieder abstehen müssen.

Ein Schauer hat mich überlaufen, bey der Erzählung von allen den Kindern, welche hier das venerische Gift schon mit auf die Welt bringen. Seit fünf und dreyßig Jahren ist die alte Nonne Vorsteherinn dieses Hauses, nie, sagt sie, hat es daran gefehlt, aber so arg, als es seit zehn Jahren geworden, ist es noch nie gewesen. Zum Glück leben solche Kinder selten länger, als einige Wochen.

Mit dem ganzen Bewußtseyn der erfüllten Pflicht, und der Sicherheit und Ruhe, welche daraus erwachsen, erzählte uns die

brave

brave Soeur de la Charité, daß, ob ſie gleich täglich mit allen dieſen veneriſchen, krätzigen und ausſätzigen Kindern umgehe, ſie waſche, reinige, ſalbe, ſie ſelbſt doch in 35 Jahren nicht ein einzigesmal angeſteckt worden ſey, ob ſie gleich kein anderes Präſervativ brauche, als reines Waſſer.

Dieſe Nonne gehört gewiß unter die glücklichſten Menſchen, nicht allein in Paris, ſondern in der ganzen Welt. Eine ſolche ſüße Ruhe und Heiterkeit ſah ich noch auf wenig Geſichtern. Sie trug den Himmel in ihrem Herzen, und das gab ihr den vollen Reiz der Sanftmuth und Duldſamkeit hier auf Erden. Auch mit den bereits etwas erwachſenen Kindern gieng ſie um, wie die zärtlichſte Mutter; alle hatten ſo viel Zutrauen zu ihr, waren dreiſt, und ſprachen ohne Scheu. Sie zeigte uns ein niedliches kleines Mädgen, und bat

uns,

uns, daſſelbe zu fragen, wo es gefunden worden ſey?

Dans la neige. (Im Schnee) antwortete das arme kleine Ding.

Ueber der Thür des Saals hängt eine Tafel mit folgender Innſchrift: mon pere et ma mere m'ont abandonné, mais le Seigneur a pris ſoin de moi. (Mein Vater und meine Mutter haben mich verlaſſen, aber der Herr hat ſich meiner angenommen.)

Ein beſonderes Zimmer enthielt die Wäſche dieſer kleinen Verlaſſenen, und war vom Fußboden bis zur Decke mit weiſſer Wäſche vollgepfropft.

Wir ſchieden von der guten alten Nonne mit Thränen im Auge. Ich werde die Stunde nie vergeſſen, die ich dort zubrachte. O! wäre meine Friederike bey mir geweſen! welch' ein Genuß für ihre gute ſanfte Seele! mich

dünkt,

dünkt, ich sehe die Thränen der Wehmuth, die sie vergossen haben würde, und die sie so gern weinte.

Das heutige Tageblatt enthält einen drolligen Scherz:

„Man hat uns folgende Neuigkeit zugesandt, deren Authenticität wir nicht verbürgen können. — In dem Dorfe Romecourt, bey Mezières-le-vic, ist eine Frau mit drey Knaben niedergekommen, denen man die Beynamen Nation, Gesetz und König gegeben hat. Nation und Gesetz sind gestorben, aber der König lebt, und befindet sich wohl."

Unser Vorsatz war, heute das theatre français comique et lyrique zu besuchen, wo man ein sehr beliebtes, und schon oft wiederhohltes Stück, Nicodemus im Monde, gab.

Aber wir hatten uns verspätet, und fanden das Haus so gepfropft voll, daß wir weiter fahren mußten.

So führte uns unser böser Genius in das theatre comique, des Associés genannt, wo wir noch mit genauer Noth ein Plätzgen fanden, wo Hitze und Gestank uns peinigten, und wo ein pöbelhafter Lärm hinter uns, und vor der Thür, uns noch die paar Brocken raubte, die wir allenfalls hätten aufschnappen können.

Aber es war auch kaum der Mühe werth zuzuhören, denn eine schlechtere Bühne ist mir auf unsern Pariser dramatischen Wallfahrten noch nicht vorgekommen. Man gab l'honnête homme, Lustspiel in einem Act. Es war etwas so gewaltig alltägliches, ich sah es zum Erstenmale, aber es kam mir vor, als hätte ich es schon hundertmal gesehn. Le triomphe de l'amour, Drama in drey Acten,

ein

ein weinerliches, abgeſchmacktes Ding. Nie hat wohl die Liebe einen langweiligern Triumph gefeyert. Und endlich les etrennes de la liberté conquiſe, (die Neujahrs-Geſchenke der errungenen Freyheit). Schauſpiel mit Geſang in einem Act.

Dieß leztere war über allen Ausdruck albern. Mercur erſchien und kündigte an, daß Minerva, Mars, Bachus und Cupido auf dem Wege nach Paris wären, um am Neujahrstage, der hieſigen Gewohnheit gemäß, Boutiquen zu errichten, und ihre Waaren feil zu bieten. Die angekündigten Götter erſchienen auch ſogleich. Jeder ſang ſein Geſetzgen, und zwar ohne muſicaliſche Begleitung, nur gab ihnen jedesmal vorher eine einzelne Violine Ton, Tact und Melodie an, worauf ſie denn mit ächten Bänkelſänger-Stimmen, ihr Couplet herausgurgelten, und auch dann noch oft ganz herauskamen.

Die vier Götter traten nun in die vier Ecken der Bühne, welche, statt einer Illumination, mit einigen gewöhnlichen Laternen behängt war, und diese vier Ecken nannten sie ihre Boutiquen.

Es erschienen allerley Käufer. Minerva bot ihre Weisheit, und Mars seine Tapferkeit, immer umsonst feil. Dem leztern sagte man, von seiner Waare habe man hier überall vorräthig, und die Franzosen wären das erste Volk, welche die Freyheit herab auf die Erde gebracht hätten. Alle Augenblicke wurde la Fayette genannt und besungen. Wohl ihm, daß er nicht zuhören durfte. Die Geistlichkeit mußte, wie jezt überall, auch hier wieder Stoff zum Lachen hergeben. Unter den Käufern nemlich, war ein Abbee, dem man seine Pfründen genommen, und den Minerva zu sich einlud, welcher er entdeckte, sein Orden habe zwar immer die Lehren der Weisheit

heit im Munde, aber nie im Herzen getragen. Er läßt sie stehen, und geht zu Bachus und Cupido, welche überhaupt die meisten Kunden hatten.

Da aber der Käufer im Grunde doch immer nur wenige waren, und die Götter sich darob verwunderten, so erschien endlich die Freyheit selbst, in Gestalt einer dicken Viehmagd, und sagte, sie wolle ihnen das Räthsel lösen. Bekanntlich liebten die Franzosen die Veränderung in ihren Vergnügungen; Weisheit, Tapferkeit, Liebe und Wein hätten sie schon seit vielen Jahrhunderten besessen, aber die Freyheit noch nie, daher laufe man jezt auch nur dieser nach. Lustig genug, daß die Frau Freyheit sich nur als ein Vergnügen betrachtete, das die Franzosen sich einmal zur Veränderung gewählt haben. Lustig genug! zumal da es mir wahr scheint.

Herzlichere Langeweile habe ich in Paris nicht empfunden als an diesem Abend.

Das palais royal war heute sehr glänzend, alle Buden auf das prächtigste und geschmackvollste verziert und illuminirt. Besonders hatten die Zuckerbecker niedliche, wunderschöne Sachen verfertigt, und die überzuckerten Franzosen wallfahrteten sehr häufig zu ihnen.

Am 2ten Januar.

Folgende Anzeige im heutigen Tageblatt, liefere ich in der Ueberzeugung, sie sey nur Scherz, weil es beynahe unmöglich ist, daß ein Mensch solchen Unsinn im Ernst träumen könne.

„In den Bureaus des Foyer des Circus, „in der Straße du grand Chantier, nro 1. „in der ersten etage, findet man eine Mahler„Werkstatt, wo man geschickter wird, als Ra-

„phael

„phael, Rubens und Michel Angelo. Für „18 Livres bis 100 Louis, kann man fünf „und zwanzig Portraits in Oelfarbe in einem „Tage mahlen, 30, 40, 240 in 8 Tagen, in „2 oder 3 Monaten aufs längste. Für Arme „ist Alles dieß gratis. Man ist völlig gewiß, „dort in wenig Tagen sein Glück zu machen, „entweder durch vortreffliche Bedienungen, „oder durch unermeßliche Lotterien, wo Nie„mand einsetzt, und doch Jedermann gewinnt; „und endlich, durch Speculationen, und große, „unfehlbare Entrepriſen, deren Unfehlbarkeit „in hundert neuen, und erstaunenswürdigen „Bänden dargethan ist. Man läßt sich da„selbst im Oehlmahlen von 12 Livres bis 100 „Louis, und eben so in allen andern Gattungen „der Mahlerey nach Proportion.“

(Meine Leser erstaunen? o das ist noch Alles nichts.)

„Man findet daselbst Oefen von 15 Zoll im „Durchschnitt, und 25 Zoll hoch, welche eben „so viele Wärme geben, als funfzig gewöhn„liche Oefen, und für 12 Sous täglich den „ganzen Circus heizen können. Ferner: „Kamine von Glas, von unverbrennbarem „Papier, Oefen von Flor, Glas, Holz, Pappe, „Leinewand, von 9 Livres bis 50 Louis.“

Wenn das kein Spasvogel hat einrücken lassen, wovon man jedoch keinen Wink in den Affischen findet, so ist es vermuthlich aus dem Tollhause zum Einrücken gesandt worden. Ich werde kein Thor seyn, hinzufahren, damit mirs nicht gehe wie den Zuschauern des Hans Nord, als er versprach in eine Flasche zu kriechen.

Heute war ich so krank, daß ich nicht ausgehen konnte. Schon seit einigen Tagen fühlte ich, daß dieser Besuch mir drohe, ich glaubte

glaubte ihn durch Zerstreuungen zu verscheuchen, aber vergebens! ich mußte zu den alten, treuen Freunden, die sich mir schon seit einigen Jahren aufgedrungen haben, Kamillenthee und Pulver meine Zuflucht nehmen. Was vormals alle meine körperlichen Leiden mit sanfter Hand milderte, habe ich verlohren, und fühlte es heute wieder doppelt.

O meine Friederike! wie ungerecht war ich gegen das Schicksal, wenn ich oft die Rose die mir blühte, so ganz ohne Dornen pflücken wollte. Selbst jene Stunden des Leidens, wo ich ängstlich und beklommen im Zimmer auf und nieder gieng, und nicht sprechen konnte, weil mir das Sprechen sauer wurde, und nichts denken konnte, als mich selbst; — ja, selbst die Rückerinnerung an jene Stunden hat jezt Reize für mich. Du fassest dann in einem Winkel des Sofa, und schwiegst, und nähtest, und blicktest immer verstohlen über

dein Nähzeug weg nach mir hin, und nahmst dich wohl in acht, eine Thräne aus dem Auge zu wischen, bis ich dir etwa den Rücken gewendet hatte. So vergiengen oft Stunden, Alles Körperliche in mir war Schmerz, Alles Geistige heitere Ruhe und Gefühl häuslichen Glücks. Sobald nun die körperlichen Empfindungen nachließen, und die Geistigen die Oberhand behielten, dann reichte ich dir im Vorbeygehn die Hand, dann wußtest du schon, daß mir anfieng besser zu werden, dann legtest du flugs dein Nähzeug weg, und standest auf, und giengst mit mir Arm in Arm. O nun wurde mir so wohl! ein Kuß, und Alles war vergessen! —

Froh warf ich mich auf den Sofa, innig froh mit dir allein zu seyn, denn nie ist mir mit dir allein die Zeit lang geworden. Du nahmst ein Buch und lasest mir vor; oder du giengst an dein Klavier, ich ergriff meine Flöte

und

und wir spielten eine Sonate von Hoffmeister. — O ihr seligen Stunden! wir waren uns so ganz genug! und wenn wir uns auch einmal einbildeten, ein Ball, oder etwas dergleichen werde uns Freude machen, und wenn wir nun auch würklich hingiengen, — ja, lieber Gott! kaum schlug die Uhr zehn, so kam Friederike zu mir, oder ich zu ihr, und raunte ihr ins Ohr: „sollen wir noch nicht wegfahren?“ — „O ja“ war immer die Antwort. Wir fuhren, und die ersten Worte, mit welchen wir unser Zimmer betraten, gewöhnlich: „Gott Lob daß wir wieder zu Hause sind!“

Arme Menschen, die ihr nie eheliche Glückseligkeit schmecket, und vielleicht gar drüber höhnlächelt; ihr seyd nur in einem Stücke zu beneiden: ihr habt nichts zu verlieren.

Gegen Abend wagte ich es doch, in die Oper zu fahren. Man gab Armide, ein herrli-

ches.

ches, Sinne berauschendes Schauspiel. Ich sage nichts von der Musik, ich bin nicht Kenner, aber Glucks Nahme bürgt für ihre Vortrefflichkeit. Herrliche Decorationen, über allen Ausdruck schön, der feurige Regen, der zulezt vom Himmel fällt, unter welchem sich Armide in die Lüfte erhebt, und auf ihr brennendes, in Trümmern zusammenstürzendes Schloß herabblickt. Es war fürchterlich schön.

Eine Bemerkung bleibt mir noch zu machen übrig, welche vorzüglich unsere deutschen Schauspieler angeht. Die Oper war heute ungewöhnlich leer, vermuthlich weil die Comediens de Monsieur heute ihren neuen Schauspielsaal eröffnen, und Alles dort zusammenströmte. Trotz dieser Leerheit, spielte, und tanzte, und sang Alles mit der nemlichen Vollkommenheit, mit dem nemlichen Eifer wie sonst. Da sah man kein träges, unfreundliches Gesicht, dem es auf der Stirn

geschrie-

geschrieben steht: „heute thue ich nur meine „bezahlte Pflicht.“ Die deutschen Schauspieler hingegen wollen immer ein volles Haus, und haben sie das nicht so plappern sie ihre Rollen geschwind, und mit einer sichtbaren Verdrossenheit her. Sie sind froh, wieder von der Bühne wegzukommen, und der Zuschauer ist auch froh, sie weggehn zu sehn. Ich habe das oft an unsern größten Künstlern bemerkt, und das ist nicht fein.

Am 3ten.

Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, so würde ich doch nie hier zu Hause seyn, und wo ich nicht zu Hause bin, da gefälls mirs auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichtsbedeutend ist, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das

würde

würde bey jedem der Fall seyn, der sich an eine gewisse einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder, warum soll ich es nicht gerade heraussagen? der ein wenig bequem ist, wie ich.

Ich pflege des Morgens vor 6 Uhr aufzustehn. In Deutschland kann ich mein Frühstück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehause gefällig ist aufzustehn, und an mich zu denken, und das geschieht nie vor halb neun Uhr, also drey Stunden sitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, so macht mirs unangenehme Empfindungen.

Zweytens: Der Kamin wärmt mich nur von forne, und das Zimmer erwärmt er gar nicht. Ich liebe eine gleich verbreitete Wärme, und das immer brennende Feuer im Kamin verdirbt mir die Augen.

Drit-

Drittens: Ohngeachtet unsere Zimmer recht artig mit Seide und Mahagony möblirt sind, so ist doch der Fußboden nur mit Steinen ausgelegt, und das ist mir sehr zuwider, weil ich immer warme Stiefeln tragen muß, um mir nur die Füsse nicht zu verkälten.

Viertens: Da man hier erst gegen Mittag aufsteht, so speist man auch erst gegen Abend zu Mittag. Das ist unleidlich für den, der sich gewöhnt hat, sein Körper-Uhrwerk täglich zu einer gewissen Zeit aufzuziehn.

Fünftens: Wenn man nun lange genug auf die Mittagskost gewartet hat, so ist sie noch überdieß erbärmlich, und kaum genießbar; vorausgesezt, daß man nicht einen Louis für die Portion zu zahlen Lust hat. Ich aber, der ich einen halben Laubthaler bezahle, und meyne, man dürfe dafür immer vier gute Schüsseln erwarten, ich habe mit fader Fleischbrüh, unzerhaubarem Rindfleisch, einem

ekel-

ekelhaften Fricassee und einem ausgetrockneten Braten vorlieb nehmen müssen, und hätten wir uns nicht täglich Kartoffeln kochen lassen, so hätten wir hungrig vom Tische gehen müssen. Der Wein ist eben so schlecht als theuer, und das Wasser, wenn es auch gleich filtrirt ist, immer milchhaft, trübe und süßlich schmeckend.

Sechstens: Die Betten sind hart wie die Bänke in einer Wachstube, und wer vollblütig ist, der mag sich hüten, denn man legt ihm nichts unter den Kopf, als ein närrisches, rundes Ding, von einer Form, ungefähr wie die Kissen, welche auf unsern Sofas dazu dienen, die Arme darauf ruhen zu lassen. Immer muß ich Mantel und Pelz unterstopfen, um nur den Kopf mit den Füssen in eine Parallellinie zu bringen, um den Schwindel zu vermeiden.

Siebentens: Der Schlafluſtige, der um zehn Uhr zu Bett geht, darf deswegen noch keine Rechnung darauf machen, um zehn Uhr einzuſchlafen, ehe und bevor er ſich nicht an das Raſſeln der Wagen gewöhnt hat, welches bis gegen zwey Uhr dauert. Es iſt immer, als ob die Olympiſchen Spiele unter ſeinen Fenſtern gefeyert würden, und alle Fiacres von Paris um den Preis wettrennten.

Das ſind die Beſchwerden innerhalb der vier Mauern, welche man bewohnt. Wagt man ſich heraus, ſo ſey man gerüſtet zum neuen Kampfe gegen tauſend Unbequemlichkeiten.

Achtens: Man geht zu Fuſſe, und da watet man in ſchwarzem Kothe, rennt hier an ein Waſſerfaß, und dort an ein Fiſchweib, hier an einen Ausrufer, und dort an einen Sänftenträger; wird beſprützt von hundert Miethwagen, wird angezapft von hundert

Die vier Götter traten nun in die vier Ecken der Bühne, welche, statt einer Illumination, mit einigen gewöhnlichen Laternen behängt war, und diese vier Ecken nannten sie ihre Boutiquen.

Es erschienen allerley Käufer. Minerva bot ihre Weisheit, und Mars seine Tapferkeit, immer umsonst feil. Dem leztern sagte man, von seiner Waare habe man hier überall vorräthig, und die Franzosen wären das erste Volk, welche die Freyheit herab auf die Erde gebracht hätten. Alle Augenblicke wurde la Fayette genannt und besungen. Wohl ihm, daß er nicht zuhören durfte. Die Geistlichkeit mußte, wie jezt überall, auch hier wieder Stoff zum Lachen hergeben. Unter den Käufern nemlich, war ein Abbee, dem man seine Pfründen genommen, und den Minerva zu sich einlud, welcher er entdeckte, sein Orden habe zwar immer die Lehren der Weisheit

heit im Munde, aber nie im Herzen getragen. Er läßt sie stehen, und geht zu Bachus und Cupido, welche überhaupt die meisten Kunden hatten.

Da aber der Käufer im Grunde doch immer nur wenige waren, und die Götter sich darob verwunderten, so erschien endlich die Freyheit selbst, in Gestalt einer dicken Viehmagd, und sagte, sie wolle ihnen das Räthsel lösen. Bekanntlich liebten die Franzosen die Veränderung in ihren Vergnügungen; Weisheit, Tapferkeit, Liebe und Wein hätten sie schon seit vielen Jahrhunderten besessen, aber die Freyheit noch nie, daher laufe man jezt auch nur dieser nach. Lustig genug, daß die Frau Freyheit sich nur als ein Vergnügen betrachtete, das die Franzosen sich einmal zur Veränderung gewählt haben. Lustig genug! zumal da es mir wahr scheint.

Herzlichere Langeweile habe ich in Paris nicht empfunden als an diesem Abend.

Das palais royal war heute sehr glänzend, alle Buden auf das prächtigste und geschmackvollste verziert und illuminirt. Besonders hatten die Zuckerbecker niedliche, wunderschöne Sachen verfertigt, und die überzuckerten Franzosen wallfahrteten sehr häufig zu ihnen.

Am 2ten Januar.

Folgende Anzeige im heutigen Tageblatt, liefere ich in der Ueberzeugung, sie sey nur Scherz, weil es beynahe unmöglich ist, daß ein Mensch solchen Unsinn im Ernst träumen könne.

„In den Bureaus des Foyer des Circus, „in der Straße du grand Chantier, nro 1. „in der ersten etage, findet man eine Mahler-„Werkstatt, wo man geschickter wird, als Ra-

„phael

„phael, Rubens und Michel Angelo. Für „18 Livres bis 100 Louis, kann man fünf „und zwanzig Portraits in Oelfarbe in einem „Tage mahlen, 30, 40, 240 in 8 Tagen, in „2 oder 3 Monaten aufs längste. Für Arme „ist Alles dieß gratis. Man ist völlig gewiß, „dort in wenig Tagen sein Glück zu machen, „entweder durch vortreffliche Bedienungen, „oder durch unermeßliche Lotterien, wo Nie„mand einsetzt, und doch Jedermann gewinnt; „und endlich, durch Speculationen, und große, „unfehlbare Entrepriſen, deren Unfehlbarkeit „in hundert neuen, und erſtaunenswürdigen „Bänden dargethan iſt. Man läßt ſich da„ſelbſt im Oel mahlen, von 12 Livres bis 100 „Louis, und eben ſo in allen andern Gattungen „der Mahlerey nach Proportion.“

(Meine Leſer erſtaunen? o das iſt noch Alles nichts.)

ches, Sinne berauschendes Schauspiel. Ich sage nichts von der Musik, ich bin nicht Kenner, aber Glucks Nahme bürgt für ihre Vortrefflichkeit. Herrliche Decorationen, über allen Ausdruck schön, der feurige Regen, der zuletzt vom Himmel fällt, unter welchem sich Armide in die Lüfte erhebt, und auf ihr brennendes, in Trümmern zusammenstürzendes Schloß herabblickt. Es war fürchterlich schön.

Eine Bemerkung bleibt mir noch zu machen übrig, welche vorzüglich unsere deutschen Schauspieler angeht. Die Oper war heute ungewöhnlich leer, vermuthlich weil die Comediens de Monsieur heute ihren neuen Schauspielsaal eröffnen, und Alles dort zusammenströmte. Trotz dieser Leerheit, spielte, und tanzte, und sang Alles mit der nemlichen Vollkommenheit, mit dem nemlichen Eifer wie sonst. Da sah man kein träges, unfreundliches Gesicht, dem es auf der Stirn

geschrie-

geschrieben steht: „heute thue ich nur meine „bezahlte Pflicht.“ Die deutschen Schauspieler hingegen wollen immer ein volles Haus, und haben sie das nicht so plappern sie ihre Rollen geschwind, und mit einer sichtbaren Verdrossenheit her. Sie sind froh, wieder von der Bühne wegzukommen, und der Zuschauer ist auch froh, sie weggehn zu sehn. Ich habe das oft an unsern größten Künstlern bemerkt, und das ist nicht fein.

Am 3ten.

Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, so würde ich doch nie hier zu Hause seyn, und wo ich nicht zu Hause bin, da gefälls mirs auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichtsbedeutend ist, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das

würde

würde bey jedem der Fall seyn, der sich an eine gewisse einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder, warum soll ich es nicht gerade herausſagen? der ein wenig bequem ist, wie ich.

Ich pflege des Morgens vor 6 Uhr aufzustehn. In Deutschland kann ich mein Frühstück zu jeder Stunde haben, hier muß ich warten, bis es dem Garçon auf dem Kaffeehause gefällig ist aufzustehn, und an mich zu denken, und das geschieht nie vor halb neun Uhr, also drey Stunden sitze ich nüchtern, und weil ich das nicht gewohnt bin, so macht mirs unangenehme Empfindungen.

Zweytens: Der Kamin wärmt mich nur von forne, und das Zimmer erwärmt er gar nicht. Ich liebe eine gleich verbreitete Wärme, und das immer brennende Feuer im Kamin verdirbt mir die Augen.

Drit-

Drittens: Ohngeachtet unsere Zimmer recht artig mit Seide und Mahagony möblirt sind, so ist doch der Fußboden nur mit Steinen ausgelegt, und das ist mir sehr zuwider, weil ich immer warme Stiefeln tragen muß, um mir nur die Füsse nicht zu verkälten.

Viertens: Da man hier erst gegen Mittag aufsteht, so speist man auch erst gegen Abend zu Mittag. Das ist unleidlich für den, der sich gewöhnt hat, sein Körper-Uhrwerk täglich zu einer gewissen Zeit aufzuziehn.

Fünftens: Wenn man nun lange genug auf die Mittagskost gewartet hat, so ist sie noch überdieß erbärmlich, und kaum genießbar; vorausgesezt, daß man nicht einen Louis für die Portion zu zahlen Lust hat. Ich aber, der ich einen halben Laubthaler bezahle, und meyne, man dürfe dafür immer vier gute Schüsseln erwarten, ich habe mit fader Fleischbrüh, unzerhaubarem Rindfleisch, einem

ekel-

ekelhaften Fricassee und einem ausgetrockneten Braten vorlieb nehmen müssen, und hätten wir uns nicht täglich Kartoffeln kochen lassen, so hätten wir hungrig vom Tische gehen müssen. Der Wein ist eben so schlecht als theuer, und das Wasser, wenn es auch gleich filtrirt ist, immer milchhaft, trübe und süßlich schmeckend.

Sechstens: Die Betten sind hart wie die Bänke in einer Wachstube, und wer vollblütig ist, der mag sich hüten, denn man legt ihm nichts unter den Kopf, als ein närrisches, rundes Ding, von einer Form, ungefähr wie die Kissen, welche auf unsern Sofas dazu dienen, die Arme darauf ruhen zu lassen. Immer muß ich Mantel und Pelz unterstopfen, um nur den Kopf mit den Füssen in eine Parallellinie zu bringen, um den Schwindel zu vermeiden.

Siebentens: Der Schlafluſtige, der um zehn Uhr zu Bett geht, darf deswegen noch keine Rechnung darauf machen, um zehn Uhr einzuſchlafen, ehe und bevor er ſich nicht an das Raſſeln der Wagen gewöhnt hat, welches bis gegen zwey Uhr dauert. Es iſt immer, als ob die Olympiſchen Spiele unter ſeinen Fenſtern gefeyert würden, und alle Fiacres von Paris um den Preis wettrennten.

Das ſind die Beſchwerden innerhalb der vier Mauern, welche man bewohnt. Wagt man ſich heraus, ſo ſey man gerüſtet zum neuen Kampfe gegen tauſend Unbequemlichkeiten.

Achtens: Man geht zu Fuſſe, und da watet man in ſchwarzem Kothe, rennt hier an ein Waſſerfaß, und dort an ein Fiſchweib, hier an einen Ausrufer, und dort an einen Sänftenträger; wird beſprüzt von hundert Miethwagen, wird angezapft von hundert

Bettlern, wird eingeladen von hundert Freudendirnen, wird aufgehalten von hundert Savoyarden, die ihm dieß und jenes verkaufen wollen, und jeden Fremden dabey für so dumm halten, daß er sich durch den Titel Mylord werde übertölpeln lassen, sein Geld auf die Strasse zu werfen. Hat man sich nun ganz dicht an der Mauer eine Strasse lang hinuntergeschoben, und will man queer über die Strasse gehn, um in eine andere zu kommen, so muß man sein Tempo gut wahrnehmen, um nicht gerädert zu werden. Ich, der ich nie lieber meinen Grillen nachhänge, als wenn ich auf der Strasse gehe, finde alles dieß unleidlich.

Neuntens: Man fährt, und da hängt man alle Augenblicke in den engen winkligten Strassen mit hundert andern Wagen zusammen, da muß man geduldig sitzen und warten, sich ängstigen und frieren, oft Viertelstunden

und

und länger, ehe der Knäuel sich loswickelt, und die Geschicklichkeit des Miethkutschers alle Hindernisse überwindet. Ist man an Ort und Stelle, so wird man selten ohne Zank abkommen, denn immer behauptet der Fiacre eine Viertel- oder eine halbe Stunde länger gefahren zu haben, als würklich geschehen ist. Man weiß, daß die Fiacres nie höflich waren, und daß die Freyheit ihre Sitten nicht verbessert hat.

Zehntens: Eine meiner Hauptbeschwerden ist die Luft in Paris. Wenn auch der Himmel blau und heiter ist, so ruht doch auf der Stadt ein ewiger Nebel, und selten kann man die Gegenstände am andern Ende der Strasse erkennen. Die Bestandtheile dieses Nebels sind grösstentheils ein beissender Rauch, der vermuthlich aus den vielen Garküchen aufsteigt, der meine Augen oft wund gebissen, und mich genöthigt hat, in meinem Wagen

Thränen zu vergießen. Ja ich fühlte endlich, daß, wenn auch die Urſache nicht mehr da war, die Würkung doch fortdauerte, und meine Augen würklich ſehr angegriffen worden ſind.

Eilftens: Der unausſtehliche Egoiſmus der Menſchen drückt mich.

Und endlich zwölftens: man mag ſich noch ſo ſehr vorſehen, ſo wird man hier und dort und überall um ſein Geld geprellt, und ſo grob, ſo Gewiſſen- und Schaamlos geprellt, daß die tiefe Verachtung, welche man für ſolche Menſchen fühlen muß, endlich zur läſtigſten und drückendſten Empfindung wird.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit einer lächerlichen Anecdote erwähnen. Es wurde mir im palais royal eine kleine ſpaniſche Hündin zum Kauf angeboten. Da das arme kleine Thier, welches mir meine geliebte Friederike hinterlaſſen, jezt oft Langeweile hat, weil ich

es

es nicht allenthalben mit hinnehmen kann, so beschloß ich, ihm eine Gehülfinn zu geben, und vermählte ihn mit der kleinen spanischen Pariserinn. Das Hündgen war von einer schönen braunen Farbe, nach und nach aber fieng es an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich spielte die gelbe Farbe sogar ins weisse: kurz, das Thier war gemahlt. Mir war das nun zwar sehr gleichgültig, denn auf die Farbe kam es mir nicht an, und ihrem Gemahl eben so wenig, aber es ist doch ein jämmerlich kleinlicher Betrug.

Das sind die zwölf Puncte, die mich hier täglich verdrüßlich machen, und als ich diesen Morgen das Alles in meinem Herzen bewegte, brachte es mich plötzlich zu dem Entschlusse, Paris morgen zu verlassen.

Aber Paris verlassen, ohne in der National-Versammlung gewesen zu seyn? nein das geht nicht: zwar hat es der Hr. Abbee de R — ge-

macht, wie alle seine Landsleute, er hat uns mit schönen Worten genarrt, von Tage zu Tage Billets zu schicken versprochen, mich dadurch gehindert sie anderwärts zu suchen, und noch bis heute nicht Wort gehalten. Zum Glück kann man für Geld Alles haben, also auch Billets in die National-Versammlung, mit welchen ein gewaltiger Handel getrieben wird, der den Repräsentanten der Nation unmöglich verborgen seyn kann, und den sie um ihrer Ehre willen nicht leiden sollten. Unser Bediente verschaffte uns sehr bald zwey Billets für 3 Livres das Stück.

Als wir noch weit von dem ehemaligen Reithause entfernt waren, welches zu den Sitzungen eingerichtet worden, mußten wir vor einem Thore aussteigen, und durch zwey bis drey Höfe waten. In einem derselben konnte man die Schuhe im Kothe stecken lassen, der andere war ganz voll Wasser, ein paar Savoyarden

poyarden hatten Bretter drüber gelegt, und ließen sich das wie billig bezahlen; vielleicht hatten sie auch das Wasser zuvor hingetragen. Alles das gab mir noch keine große Idee von der Versammlung der 1200 Majestäten.

Nun näherten wir uns dem Gebäude selbst, und horch! die Freyheit tönte uns schon von ferne entgegen, denn wenigstens auf zweyhundert Schritt von der Treppe schlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieses Gelächter kam aus dem Versammlungssaale. Wir wurden auf eine Gallerie geführt, die bereits drey Mann hoch mit Menschen dicht besetzt war, also nicht einmal bequeme Plätze für unsere 6 Livres. Der Saal ist sehr lang und breit, auf beyden Seiten, der Länge nach, erheben sich amphitheatralisch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder sitzen; viele gehen aber auch herum, wo sie wollen,

oder ſtehen in dem mittlern Gange, laufen bald hinüber, bald herüber, tragen Schreibtafeln in den Händen, und ſchreiben von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinein.

Die Debatte war heute ſehr lebhaft. Als wir ankamen, ſtand eben linker Hand ein junger Mann, declamirte gegen die Geiſtlichkeit und ſprach von einem Prieſter, der ſeinem Eyde die Einſchränkung beygefügt habe: „gemäß dem, was der Herr Biſchoff von Lydda „geſagt hat.“ Darüber entſtand ein gewaltiger Lärm, man ſchrie ohne alle Ordnung untereinander, man ſchimpfte ſich, man ſagte bons mots, und lachte ſich alsdann ſehr unſchicklich aus. Dieſes pöbelhafte Lachen, welches ſehr oft wiederhohlt wurde, ſchien mir der Würde der Verſammlung nicht angemeſſen, und ich geſtehe, daß, wenn ich ein Mitglied derſelben wäre, mich ihre witzigen Einfälle, und ihr Lachen herausjagen würde, ſo

wie

wie es, mich sogar als Zuschauer herausjagte; denn nachdem man feyerlich beschlossen, „die Geistlichkeit solle ohne alle Ein„schränkung schwören,“ und man nun zu der Untersuchung übergieng, „wie in Zukunft die „Zeugenverhöre abgefaßt werden sollten,“ so interessirte mich das zu wenig, und ich gieng fort. Mit großen Erwartungen kam ich hin, mit ganz winzig kleinen Bildern in der Seele fuhr ich wieder weg.

Nachmittags packten wir unsre Koffer, und verspäteten uns darüber so sehr, daß wir keinen Platz mehr in der Oper fanden, welche wir zum letztenmale besuchen wollten. Wir fuhren also in das theatre de la nation, wo man Turcaret, ein niedliches, von Witz übersprudelndes Lustspiel, und mir die Ueberzeugung mit auf den Weg gab, daß die fran-

zösischen Schauspieler im Lustspiel von keiner Nation übertroffen werden.

Eine Anecdote, welche ich diesen Mittag von sehr guter Hand erfuhr, darf ich nicht vergessen. Als der Herzog von Orleans am Neujahrstage bey Hofe war, und sich vor dem Kamine wärmte, sagte einer von den Hofleuten, zu einem Dritten, doch so, daß der Herzog es recht gut hören konnte: „Was will „dieser Ravaillac hier?“ Herr von Orleans war so klug, sich taub zu stellen.

Am 4ten.

Des Morgens um 6 Uhr fuhren wir abermals mit der famösen Diligence von Paris ab. Doch diesesmal habe ich mich zum theil wieder mit ihr ausgesöhnt, denn wir fanden nur einen einzigen Gefährten darinn, einen Buchdrucker, der nach Petersburg gieng, sehr bescheiden

ſcheiden war, und uns folglich nicht überla-
ſtete. Wir hatten alſo bequeme Sitze, konn-
ten uns ausbreiten nach Gefallen, konnten
die Fenſter auf und zu machen wenn wir
wollten, hörten keine abgeſchmackten Scherze
und kein Alltagsgewäſch, hatten vortreffli-
ches Wetter; Alles das verſezte uns in beſ-
ſere Laune als das erſtemal, und gab uns
Muth und Kraft für die übrigen Unbequem-
lichkeiten, welche zu heben, nicht in unſerer
Macht ſtand.

Als wir, nach einer Stunde ungefähr, Pa-
ris im Rücken hatten, und zum Erſtenmal wie-
der friſche, ungeräucherte Luft ſchöpften, o
da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ueber-
haupt ſind meine Empfindungen, wenn auch
nicht froh, doch nie ſo ſanft geweſen, als in
den beyden erſten Tagen unſerer Reiſe. Wir
fuhren beſtändig an den Ufern der Marne,
die ſo blühend, ſo angebaut, ſo reizend ſind,

und

und von einer ſo warmen Frühlingsſonne beſchienen wurden, daß ich mich wundere, wie dieſes Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt. Ich habe immer das Fenſter offen gehabt, und immer hinausgeſtarrt in die ſchöne liebe Natur, und nichts gedacht, aber viel empfunden. Dank dir ehrlicher Buchdrucker! daß du immer ſchlieſſt, und nichts ſprachſt.

Wir giengen dieſesmal über St. Menehoud nach Metz, wo wir am 7ten ankamen. Das Schauſpiel, welches ich ſogleich beſuchte, ſoll eines der beſſeren in den franzöſiſchen Provinzen ſeyn; das Haus war recht artig, aber alles übrige nicht des Anſehns werth.

Wir nahmen in Metz einen Miethkutſcher, der ſchon ein ſchlechtes lothringiſches Deutſch ſprach, und den wir bis Maynz behungen. Der arme Teufel, dem auch die Freyheit ein

wenig

wenig im Kopfe wirbelte, wäre in Deutschland beynahe ein Märtyrer derselben geworden; denn die braven Deutschen hängen an ihren Fürsten, wenn sie brav sind, mit Leib und Seele. Ein solcher ist der Fürst von Leiningen, von welchem unser Kutscher in einem Wirthshause ungebührlich sprach, weil er, wie er meynte, Chausseegeld habe bezahlen müssen, für eine Chaussee die noch nicht existire. Nun ist es zwar wahr, daß mit dem Chausseegelde in Deutschland gewaltiger Unfug getrieben wird, aber der Kutscher hätte denn doch bescheidner sprechen sollen. Auch bekam es ihm übel. Der Wirth, ein alter Mann, schien anfangs nicht viel darauf zu achten; sein Sohn hingegen, ein junger rascher Kerl, nahm das Ding schief, polterte und schimpfte, theils auf die ganze französische Nation, theils auf das französische Individuum, unsern Kutscher. Das brachte

end-

endlich auch das träge Blut des Alten in schnellere Bewegung, er nahm Theil an der Fehde; umsonst gab der Kutscher die besten schönsten Worte, und erklärte Alles was er gesagt, für unverfänglichen Scherz, Vater und Sohn machten Anstalten, ihn derb durchzuprügeln. Es hielt schwer, Frieden zu stiften. Ohne unsere Vermittelung, hätten sie ihn gewiß auf drey Tage zum Fahren untüchtig gemacht. Ich wette, wenn der Kerl nach Hause kömmt, so sagt er: ces b - allemands! il ne vaut pas la peine, leur precher la liberté.

Kurz vor diesem Unfalle, sahen wir plötzlich, als wir zwischen Bergen und Waldungen uns durchwanden, ein niedlich gebautes Jagdschloß, in einer wilden, sehr romantischen Gegend, nicht weit davon im Gebüsch ein kleiner runder Tempel, mit der Ueber-

schrift:

schrift: Salomon Geßner. Der Anblick war mir ausserordentlich überraschend. Ich ließ halten, stieg aus, und wallfahrtete hinüber. Der kleine Tempel war noch nicht ganz fertig, es war auch übrigens nichts besonders da zu finden, aber die Idee ist allerliebst, und Segen dem Fürsten, der deutsche Dichtkunst ehrt.

Als wir an das obbemeldete Haus kamen, wo die Leiningischen Patrioten wohnten, und erzählten was wir gesehen hatten, rief der Alte: „o ja das kenne ich, das ist Salo„mons Tempel.“

In demselben engen Thale habe ich auf einem Berge die mahlerischsten Ruinen gesehn, die vielleicht in Deutschland gefunden werden. Man sagte mir, es sey ein Schloß, das im dreyssigjährigen Kriege zerstört worden.

den. Doch mein Gewährsmann ist ein Jude, dem ich keine tiefen historischen Kenntnisse zutraue.

Am 12ten

kamen wir endlich nach Maynz, fürs Erste das Ziel meiner Reise. Hier ist das Clima sanft und mild, die Gegenden rings umher göttlich schön; und der Umgang sehr angenehm — für den der gern allein lebt. Das Schauspiel ist eines der besten in Deutschland, es besitzt vortreffliche Mitglieder, die deutsche Muse ist dem Herrn Baron von Dalberg Dank schuldig. Die Herren Koch, Christ und Porsch, sind Vertraute und Lieblinge ihrer Kunst. Den ersteren sieht man nur zu selten, weil man ihn immer zu sehen wünscht. Die sanfte Madam Porsch, die schalkhafte Madam Mende, und Madam Eunike, die

geboh-

die gebohrne Gurli, sind Zierden dieser Bühne. Ueberhaupt wird man selten auf einem Theater so viele hübsche Gesichter antreffen, als auf dem hiesigen. Auch die Oper ist vorzüglich gut besezt. Ich darf nur Madam Walter und Madam Schick nennen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Was ich sonst noch von und über Maynz zu sagen wüste, das — sage ich nicht.

Nachschrift und Zueignung.

Alles was ich da geschrieben habe, habe ich aus meinem Herzen geschrieben, ungekünstelt und ohne daran zu feilen. Es sind viele Nachlässigkeiten darinn, immerhin! ich schrieb es ohne Fleiß, ich gebe es wieder, ohne eine Sylbe daran zu ändern; denn thäte ich das, so würde ich den Character dieses Buchs verwischen.

Ich wollte ein Bild meiner Empfindungen darstellen, wie sie mit tausend Zerstreuungen sich mischten, und doch immer dieselben blieben. Wer dieß kleine Buch gelesen hat, kennt mich, so gut ich mich selbst kenne. Ob es den Leser unterhalten werde? daran zweifelte ich, als ich es anfieng, und das hoffe ich, nun da ich es vollendet habe. Warum sollte man es nicht eben so gern lesen als einen Roman? hat doch Wahrheit immer den Vorzug

vor

vor Dichtung behauptet, und hier ist Wahrheit, wenn je eine geschrieben wurde.

Ich bin seit einigen Tagen sehr mächtig in meinem Vertrauen bestärkt worden. Es fiel mir die Beylage einer Hamburger Zeitung in die Hand, ich fand einen Artikel, der an mich addressirt war, ich stuzte und las: „eine Anzahl Freunde und Freundinnen in Schlesien, die mir völlig unbekannt sind, die nur das allgemeine Band gefühlvoller Seelen an mich kettet, betrauret meinen Verlust, bezeigt mir öffentlich Theilnehmung und tröstet mich.“ O! ich kann nicht ausdrücken, wie mich das überrascht, gerührt und erfreut hat! welch' ein süßer Lohn der Dichtkunst, unter einem fremden Himmelsstriche Freundschaft und Mitleid zu finden, zu einer Zeit, wo man deren so bedürftig ist.

Ich danke diesen guten Menschen hier öffentlich, und wünsche ihnen nichts, als die

Erhaltung deſſen, was ſie beſitzen, denn Seelen wie den ihrigen kann es an Freunden und Geliebten gewiß nicht fehlen, und hat man das, und behält man das — was mangelt noch zum Glücke!

Ich bin alſo ſchon eines Cirkels verſichert, der dieß Büchlein nicht wegwerfen wird, und wenn man mich in Schleſien bedauert, wo ich in meinem Leben nicht geweſen bin, warum ſollte man es nicht auch an andern Orten thun, wo ich nie war, und nie hinkommen werde.

In Gottes Nahmen! du kleines Buch, gehe hin unter die Menſchen, ſuche die Glücklichen, kette dich an die Unglücklichen, dort wirſt du Nachſicht und liebreiche Aufnahme finden. Daß ich dich ſchrieb war Gebot meines Herzens. Daß ich dich drucken laſſe, könnte mir der Kritiker verargen, und ich habe keine Entſchuldigung dafür, als den menſchlichen

lichen Wunsch, gute Menschen für mich zu interessiren.

Auf dem Titel stand anfangs: für Freunde geschrieben. Aber seit ich jene tröstenden Zeilen in der Zeitung las, sezte ich: für bekannte und unbekannte Freunde geschrieben.

Wem soll ich nun dieß kleine Buch zueignen? wem anders als derjenigen, welche durch ihre mannichfaltigen Tugenden meiner Friederike zum Muster diente, ein Muster, welches sie fast erreicht hatte. Wem anders als Ihnen

Verehrungswürdige Frau von Rosen,

die Sie uns Mutter waren, zu einer Zeit, wo wir keine Mutter hatten. O wie süß ist es, Wohlthaten bekennen, wenn man sie Ihnen schuldig ist.

Ihre

Ihre Tochter iſt hinübergeſchlummert, ſtoßen Sie Ihren verwaiſten Sohn nicht von ſich. Ihre Tochter nennt jezt Ihren Nahmen dankbar vor Gott! Sie knieet dort vor dem Throne des ewigen Lichtes, an der Hand hält ſie Ihren Moritz, Ihren guten, biedern Moritz! beyde flehen Segen auf Sie herab! und mein Gebet ſteigt hinauf, ſich miſchend unter das Jauchzen der Seligen! —

59[illegible]1462